

Weißer Stellen und schwarze Löcher: Vergangenheit und Gegenwart in Ostgalizien¹

Omer Bartov

I Das Grenzland

Im Jahre 1772 annektierte das Habsburgerreich im Süden Polens gelegene Gebiete und gliederte sie als „Königreich Galizien und Lodomerien“ in seinen Herrschaftsbereich ein. Nach dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie im I. Weltkrieg wurde Galizien 1918 Teil des erneut unabhängigen Polen. In Ostgalizien gründeten ukrainische Nationalisten eine kurzlebige „West-Ukrainische Republik“. Im Anschluss weiterer Kampfhandlungen zwischen Polen, Ukrainern und Sowjets annektierte Polen dann ganz Ostgalizien, das von den Polen „Kleines Ostpolen“ genannt wurde, einschließlich der nördlichen Gebiete Wolhyniens (Wolyń) und Polesiens (westliches Belorussland). Die im Gefolge des Kriegsendes neu entstandenen Grenzen wurden 1923 international anerkannt. Ostgalizien und Wolhynien wurden 1939 von der UdSSR annektiert und der ukrainischen Sowjetrepublik angegliedert. Während der deutschen Besatzung zwischen 1941–1944 war Ostgalizien Teil des von den Deutschen kontrollierten Generalgouvernements Polen. Im Anschluss an die Befreiung dieser Gebiete durch die Rote Armee kam Ostgalizien wiederum an die ukrainische Sowjetrepublik. Seit der ukrainischen Unabhängigkeit 1991 ist es Teil der West-Ukraine (zusammen mit Wolhynien, dem nördlichen Teil der Bukowina und der Transkarpaten oder früher auch Ruthenien genannten Region). Das ehemalige ostgalizische Grenzlandgebiet erstreckt sich von der im Norden gelegenen Kreishauptstadt L'viv (Lwów, Lvov, Lemberg) bis zu der im Süden gelegenen, der ehemaligen österreichischen Provinz Bukowina zugehörigen Stadt Chernivtsi (Chernovtsy, Czernowitz, Cernăuți), von der Bergkette der Karpaten im Westen bis zum Fluss Sbrutsch (Zbrucz, Pruth) und zu den Ebenen von Podolien im Osten. Es handelt sich um ein Gebiet, das berühmt, aber durchaus auch berüchtigt ist.

1 Dies ist eine stark gekürzte Fassung meines Buches Omer Bartov, *Erased: Vanishing Traces of Jewish Galicia in Present-Day Ukraine*, Princeton, NJ, Princeton University Press 2007.

Historisch bildete Galizien das Grenzland zwischen dem alten polnisch-litauischen Reich – das mit den drei Teilungen Polens im späten 18. Jahrhundert endgültig zerstört wurde – und den an den Osten und Süden Galiziens angrenzenden Gebieten, die von Marodeuren beherrscht wurden: von Tataren, Kosaken und türkischen Ottomanen; und später dann von Russen und Sowjets. Galizien war einerseits ein Land interkonfessioneller und interethnischer Koexistenz, andererseits aber geprägt von Animositäten, Kämpfen und Blutvergießen. Galizien war auch der Geburtsort oder der Nährboden vieler spiritueller – geistiger sowie politischer – Bewegungen. Die polnische romantische Literatur verherrlichte die Herrschaft großer polnischer Adelshäuser im Land; unter den Juden blühten hier die Bewegungen Sabbatai Zwis und Jakob Franks, Chassidismus, Haskalah (jüdische Aufklärung) und schließlich der Zionismus. Auch der ukrainische literarische und politische Nationalismus konnte sich hier auf sicherem Grund entfalten. Einige seiner herausragendsten politischen und kulturellen Persönlichkeiten stammen aus Städten und Dörfern des Landes.²

Galizien war noch in einem anderen Sinn Grenzland: Am östlichen Rand Mitteleuropas gelegen, war es von polnischen, deutschen und österreichischen Kultureinflüssen durchdrungen und zugleich auch offen gegen die weiten Flächen, Wälder und Steppengebiete Westrusslands und Asiens. Das galizische Hinterland war arm, schmutzig und rückständig. In den östlich an Galiziens Grenze anschließenden Gebieten des Russischen Reichs führte der Autor Salomon Ansky (1863–1920) seine ethnographische Expedition über die Ansiedlungsrays durch. Im Rayon und in Galizien organisierte Ansky dann während des Ersten Weltkrieges Hilfsoperationen zur Unterstützung der unter der brutalen russischen Besatzung leidenden jüdischen Gemeinden. Seine Vertrautheit mit diesen Gebieten bildete später den Hintergrund für sein Meisterwerk, das Theaterstück *Der Dibbuk*, eine mystische Geschichte über seelische Besitzergreifung und Liebe, die in einem vormodernen osteuropäischen jüdischen Milieu spielt, das dem glich, aus welchem der Autor Jahrzehnte zuvor geflohen war.³ Galizische Bauern wurden als Träger einer authentischen, ukrainischen

-
- 2 In diesem Aufsatz benutze ich durchweg die geläufigen ukrainischen Ortsnamen, wobei ich zunächst die polnischen und jiddischen Bezeichnungen (mit weiteren jiddischen Versionen in Klammern) und, wo dies relevant ist, auch die rumänischen Namen angebe. Siehe auch Timothy Snyder, *The Reconstruction of Nations: Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus, 1569–1999*, New Haven, Conn., Yale University Press 2003; Andrei S. Markovits, Frank E. Sysyn (Eds.), *Nationbuilding and the Politics of Nationalism: Essays on Austrian Galicia*, Cambridge, Mass., Harvard University Press 1982; Christopher Hann, Paul Robert Magocsi (Eds.), *Galicia: A Multicultural Land*, Toronto, University of Toronto Press 2005; Adam Zamoyski, *The Polish Way: A Thousand-Year History of the Poles and Their Culture*, New York, Hippocrene Books 1994; Gershon David Hundert, *Jews in Poland-Lithuania in the Eighteenth Century: A Genealogy of Modernity*, Berkeley, University of California Press 2004; Paul Robert Magocsi, *The Roots of Ukrainian Nationalism: Galicia as Ukraine's Piedmont*, Toronto, Toronto University Press 2002.
 - 3 Salomon Ansky, *The Enemy at His Pleasure: A Journey Through the Jewish Pale of Settlement During World War I*, ed. and trans. Joachim Neugroschel, New York, Metropolitan Books

Kultur und Tradition vorgestellt. Der polnische Landadel, die *szlachta*, träumte von Pracht und Heldentum in seinen zahlreichen Burgen, die gebaut worden waren, um sowohl von außen kommende Feinde, als auch rebellische Leibeigene abzuwehren.⁴ Unterdessen wurden die jüdischen Bewohner Galiziens mehr und mehr vom Zionismus beeinflusst: Sie träumten davon, nach Eretz Israel zu gelangen, doch die, die tatsächlich im Verheißenen Land ankamen, mussten entdecken, dass es außer Hoffnungen und Träumen nur sehr wenig zu bieten hatte.⁵

Erscheint der Name Galizien auch nicht länger auf modernen Landkarten und haben sich die Namen der Klein- und Großstädte dieses Landes wie die Identität seiner Beherrscher und Bewohner viele Male geändert, ist es dennoch weiterhin Ort oder Gegenstand von Vorurteilen, Legenden und Mythen, von Nostalgie und Trauer, Verlust und Vergessen.⁶ „Galitsyaner“ (oder Galizianer) genannt zu werden, galt über lange Zeit unter Juden nicht gerade als Kompliment. Mit dieser Bezeichnung wurden Hinterwäldlertum, manchmal auch kleinhändlerische Mentalität und selbst Unredlichkeit in Verbindung gebracht. Galizianer war entweder einer, der davon sprach, seinen Heimatort zu verlassen, oder aber einer, der diesen schon zugunsten besserer Standorte verlassen hatte (wie z.B. Wien, Prag, Berlin oder Amerika – auch als „goldene medine“ [goldener Staat] bekannt, wo das Geld auf den Bäumen wächst und ein Jude in der

2002; Salomon Ansky, *The Dybbuk and Other Writings*, trans. Golda Werman, New York, Schocken Books 1992, dort vor allem das Vorwort von David G. Roskies, S. xi-xxxvi; Delphine Bechtel, „D'Images d'un voyage en province (1891) de Peretz à La Destruction de la Galicie (1917) d'Anski: Représentation des confins juifs entre expédition statistique et littérature“, in *Cultures d'Europe centrale*, 3: *Le voyage dans les confins*, ed. Delphine Bechtel, Xavier Galmiche, Paris, CIRCE 2003, S. 57–76. Ansky wurde in Witebsk geboren, welches auch der Geburtsort Marc Chagalls (1887–1985) ist, dessen Gemälde den Ort in das verwandelt haben, was heute als stereotypes Bild des Schtetl gilt.

- 4 John-Paul Himka, *Galician Villagers and the Ukrainian National Movement in the Nineteenth Century*, Houndmills, London, Macmillan 1988; Keely Stauter-Halsted „*The Nation in the Village: The Genesis of Peasant National Identity in Austrian Poland*“, 1848–1948, Ithaca, London, Cornell University Press 2001. Siehe auch, z.B., die historische Trilogie von Henryk Sienkiewicz (1846–1916): *Mit Feuer und Schwert* (1884), *Sturmflut* (1886) und *Pan Michael* (1887–1888).
- 5 Ezra Mendelsohn, *The Jews of East Central Europe between the World Wars*, Bloomington, Indiana University Press 1983, S. 19, 50–51, 54–55, 68–83; Yisrael Gutman et al. (Eds.), *The Jews of Poland Between Two World Wars*, Hanover, London, University Press of New England 1989, S. 16–19, 24–25, 114–115, 123 (enthält Beiträge von Ezra Mendelsohn, Gershon C. Bacon und Antony Polonsky); Joshua Shanes, *National Regeneration in the Diaspora: Zionism, Politics and Jewish Identity in Late Habsburg Galicia, 1883–1907*, University of Wisconsin PhD diss. 2002; Klaus Hödl, *Als Bettler in die Leopoldstadt: Galizische Juden auf dem Weg nach Wien*, Wien, Böhlau 1994. Siehe auch *The Galitzianer* in: <http://www.jewishgen.org/galicia/newsletter.html> (eingesehen am 23. August 2006).
- 6 Siehe, z.B., Joseph Roth, *Juden auf Wanderschaft*, Berlin, Verlag Die Schmiede 1927; Salcia Landmann, *Erinnerungen an Galizien*, München, Knaur 1983; Guido Baselgia, Verena Dohrn, *Galizien*, Frankfurt a. M., Jüdischer Verlag 1993; Stefan Simonek, Alois Woldan (Hrsg.), *Europa Erlesen: Galizien, Klagenfurt*, Wieser Verlag 1998; Soma Morgenstern, *In einer anderen Zeit: Jugendjahre in Ostgalizien*, Berlin, Aufbau Taschenbuch Verlag 1999.

Lage ist, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen). Aber Galizien war auch das Land großer Rabbiner und Jeschiwot (Talmudschulen; religiöse höhere Schulen), das Land unglaublicher Geschichten und pulsierenden Gemeindelebens, das Schmuel Josef Agnon (1888–1970) in seinen Schriften schilderte, wenn er am Beispiel seiner Heimatstadt Butschatsch (Buczacz) den Mikrokosmos des osteuropäischen Schtettlebens wieder zum Leben erweckt, und das der aus dem nahen Drohobytsch (Drohobycz) stammenden Maurycy Gottlieb (1856–1879) in seinen Gemälden anschaulich darstellt.⁷

In Deutschland geraten Berichte über die ehemalige deutsche Bevölkerung Galiziens oft zur Verklärung ländlicher oder kleinstädtischer Idyllen wie eine Vielzahl kürzlich erschienener Bücher dokumentiert. Offenbar bilden das Unbehagen und die Entfremdung, die in der modernen westlichen Lebenswelt empfunden werden, den Nährboden für die Nostalgie dieser Erinnerungen. Begünstigt wird die Umformung dadurch, dass Ereignisse desto eher durch Phantasien ersetzt werden, je stärker sie durch den über sie hinweggegangenen Strom der Zeit verblasen.⁸ Auf der anderen Seite haben deutsche Wissenschaftler in letzter Zeit auch vermehrt die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Galiziens rekonstruiert.⁹ Unter den Österreichern verbindet sich eine vage romantische Sicht ihres längst vergangenen großen Reiches mit lebendigen Erinnerungen an das, was einst dessen rückständigstes Gebiet gewesen war. Ein junger österreichischer Historiker hat jüngst gezeigt, dass es aus Wien stammenden Polizisten, aufgrund ihrer Vertrautheit mit Land und Leuten Galiziens, ein Leichtes war, sich am Massenmord während des Zweiten Weltkrieges zu beteiligen.¹⁰ Den Ukrainern gilt das westliche Randgebiet ihres erst seit kurzem unabhängigen Staates, das vor der sowjetischen Besatzung von 1939–1941 und nach 1944 –

7 Schmuel Joseph Agnon, *Nur wie ein Gast zur Nacht*, aus dem Hebräischen von Karl Steinschneider, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag 1993; Schmuel Joseph Agnon, *Eine Stadt in ihrer ganzen Fülle* (Hebräisch), Jerusalem: Schocken 1973; Ezra Mendelsohn, *Painting a People: Maurycy Gottlieb and Jewish Art*, Hanover, NH, University Press of New England 2002.

8 Siehe, z.B., Isabel Röskau-Rydel (Hrsg.), *Deutsche Geschichte im Osten Europas: Galizien*, Berlin, Siedler Verlag 1999; Roswitha Schieb, *Reise nach Schlesien und Galizien: Eine Archäologie des Gefühls*, Berlin, Berlin Verlag 2000; sowie Anm. 15. Siehe auch Valdis O. Lumans, „A Reassessment of Volksdeutsche and Jews in the Volhynia-Galicia-Narew Resettlement“, in, Alan E. Steinwies, Daniel E. Rogers (Eds.), *The Impact of Nazism: New Perspectives on the Third Reich and Its Legacy*, Lincoln, University of Nebraska Press 2003, S. 81–100 und Doris L. Bergen, „The Volksdeutsche of Eastern Europe and the Collapse of the Nazi Empire, 1944–1945“, in, Alan E. Steinwies, Daniel E. Rogers (Eds.), *The Impact of Nazism*, S. 101–128.

9 Dieter Pohl, *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944: Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens*, München, Oldenbourg 1996; Thomas Sandkühler, „Endlösung“ in Galizien: der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz, 1941–1944, Bonn, Dietz Verlag 1996.

10 Thomas Geldmacher, *Die Beteiligung österreichischer Schutzpolizisten an der Judenvernichtung in den galizischen Städten Drohobycz und Boryslaw, 1941 bis 1944*, Magisterarbeit, Universität Wien 2001; Thomas Geldmacher, „Wir als Wiener waren ja bei der Bevölkerung beliebt.“ *Österreichische Schutzpolizisten und die Judenvernichtung in Ostgalizien 1941–1944*, Wien, Mandelbaum Verlag 2002.

kurze Zeitabschnitte ausgenommen – niemals Teil der auf beiden Seiten des Dnipro (Dnjepr) gelegenen, russisch kontrollierten Mittel- und Ost-Ukraine war, einerseits als Beispiel höherer westlicher Gewandtheit, andererseits aber auch als irgendwie fremdes und suspektes Territorium. Zwar pflügen die alten Bauern dort, wie es schon ihre Vorfahren getan hatten, immer noch die schwarze Erde um, doch zeigen die sich wandelnden Namen der Groß- und Kleinstädte an, dass sich urbane Kultur mit aggressivem ukrainischem Nationalismus verbindet. Dabei verschwinden die Spuren reicher polnischer und jüdischer Vergangenheit in den äußerlichen Zeichen einer sich ausbreitenden globalisierten Modernität, aber trotzdem halten sich viele Ortsansässige immer noch für Galizier.¹¹ In dieser Hinsicht ist Galizien auch heute noch ein echtes Grenzland, ein Brennpunkt vielerlei Kulturen, Religionen und ethnischer Gruppen, der gleichwohl eine Randerscheinung ist, als ein Ort, an dem der Anspruch auf Identität umso vehementer vertreten wird, als diese von spannungsreichem und fließendem Charakter ist.¹²

Die heutigen Bewohner des ehemaligen Ostgaliziens erinnern sich kaum noch an dessen komplexe, reiche und verschlungene Vergangenheit. Das Land ist bemüht, ein einheitliches nationales Geschichtsbild von Ereignissen, Menschen und Institutionen, sowie von Kultur und Politik zu schaffen. Das geschieht um den Preis massiver Vereinfachung, wobei nicht nur die Vergangenheit verzerrt wird, sondern auch die Zukunft zu verarmen droht. In gewissem Sinne ist Galizien – auch wenn manche das Gegenteil behaupten, und trotz der Unterschiede in Stil und Ansatz – ein Beispiel für einen weit verbreiteten, in vielen Ländern Europas zu beobachtenden Trend. Die Vorkriegswelt Galiziens ist nicht mehr. Doch sind seine Vergangenheit und die Verleugnung eben dieser Vergangenheit hier noch deutlich sichtbar – mehr als in vielen anderen Teilen Europas – und zwar nicht zuletzt aufgrund der jahrelangen Verwahrlosung und der herrschenden Gleichgültigkeit dem eigenen Erbe gegenüber. Westeuropa hat sich schnell modernisiert und damit die Spuren der Zerstörung

11 „Forum: A City of Many Names: Lemberg/Lwów/Lviv/Lvov — Nationalizing in an Urban Context“ (Essays von Harald Binder, Anna Veronika Wendland und Yaroslav Hrytsak), *Austrian History Yearbook* XXXIV, 2003, S. 57–109; John Czaplicka (Ed.), *Lviv: A City in the Crossroads of Culture*, Harvard Ukrainian Studies Special Issue XXIV (1/4), 2000.

12 Zu Galizien als Schauplatz miteinander konkurrierender Nationalismen siehe: Klaus Bachmann, *Ein Herd der Feindschaft gegen Rußland: Galizien als Krisenherd in den Beziehungen der Donaumonarchie mit Rußland (1907–1914)*, Wien, Verlag für Geschichte und Politik 2001. Siehe auch die im Zusammenhang mit dem von mir geleiteten Forschungsprojekt erstellten Artikel: „Borderlands: Ethnicity, Identity, and Violence in the Shatter-Zone of Empires Since 1848“, Watson Institute for International Studies, Brown University, at: <http://www.watsoninstitute.org/borderlands/> (eingesehen am 23. August 2006). Siehe auch: Peter Bugge, „Shatter Zones: The Creation and Re-Creation of Europe's East“, in *Ideas of Europe since 1914: The Legacy of the First World War*, ed. by Menno Spiering, Michael Wintle, New York, Palgrave 2002, S. 47–69.

mit Konkretem und Rhetorischem überdeckt.¹³ Ostgalizien stand am Rand, ein Grenzlandgebiet zwischen West und Ost, das unter der sowjetischen Herrschaft kaum Entwicklung und Investition erfuhr und dessen gärender Nationalismus seinen „Befreiern“ bis gut in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein Widerstand leistete.¹⁴

Zu Beginn der neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde das verzerrte sowjetische Geschichtsbild der Vergangenheit kurzerhand durch das zuvor unterdrückte nationalistische ersetzt oder mit diesem kombiniert. Doch hatten die in vielen Teilen des Landes durchgeführten kosmetischen Veränderungen wenig Auswirkung auf die allgemein herrschenden Umstände, die von Ignoranz und Verzicht auf die dem Verfall und der Vergessenheit anheimgegebene Vergangenheit geprägt sind. In Galizien liegt die Vergangenheit noch offen, wird Gleichgültigkeit noch unverhohlen zum Ausdruck gebracht, sind Vorurteile, Abscheu und grimmige Loyalitäten noch kaum vom Schleier westeuropäischer Kultiviertheit verdeckt. Die Geister der Vergangenheit durchstreifen ungestört die Hügel und Wälder, tummeln sich auf ungepflasterten Straßen, in zu Schutthalten verwandelten Synagogen und in von Ziegen abgegrasten Friedhöfen. Die Bewohner Galiziens gehen zwischen Ruinen und Geistern umher und nehmen deren Gegenwart nur dann wahr, wenn sie von Fremden darauf angesprochen werden, und vergessen sie wieder, sobald diese sie verlassen. Es ist eine Region, in der die Zeit nur noch eine kleine Weile stillstehen wird, bevor auch hier die Modernisierungs- und Globalisierungsflut, Gedenkfeiern und Apologien überschwemmen werden. Früher oder später werden auch die Bewohner des im Westen der Ukraine gelegenen Galiziens merken, was sie verloren und vergessen haben. Dann allerdings werden sie die letzten materiellen Spuren ihrer Vergangenheit in überstürztem Streben, die Gegenwart einzuholen, zerstört und sich stattdessen eine andere Vergangenheit erschaffen haben, die Unterschiede allenfalls als folkloristisches Element gelten lässt und dem Geist indifferenter Toleranz des modernen Temperaments entspricht.

II Reisen in das Grenzland

1. *Lviv / Lwów / Lemberg (Lvov)*

Wir wollen jetzt, wo die östlichen Gebiete der Westukraine beginnen, sich von Jahrzehnten von Krieg, Unterdrückung und wirtschaftlichem Abstieg zu regenerieren, eine kurze Reise antreten durch dieses Land der Erinnerung und des Ver-

13 Siehe, z.B.: Karen E. Till, *The New Berlin: Memory, Politics, Place*, Minneapolis, University of Minnesota Press 2005.

14 John A. Armstrong, *Ukrainian Nationalism*, 2nd ed., Littleton, Colo., Ukrainian Academic Press 1980, S. 290–321; Roger D. Petersen, *Resistance and Rebellion: Lessons from Eastern Europe*, New York, Cambridge University Press 2001, S. 209–230.

gessens, der Koexistenz und der Vernichtung, großer Hoffnungen und zerbrochener Illusionen.¹⁵ Unser Ausgangspunkt ist die Stadt L'viv, die heute ungefähr 65 km südöstlich der polnischen Grenze liegt. Ehemals eine vorwiegend polnische und jüdische Stadt und ein gedeihendes kulturelles, wirtschaftliches und politisches Zentrum, kämpft die Stadt gegenwärtig darum, sich aus der Agonie der langen Jahre sowjetischer Verwahrlosung und der unterdrückten Erinnerungen an Massenmord, Vertreibung und demographische Umwälzung zu erheben. Mit ihren 830.000 Einwohnern ist L'viv die Hauptstadt von L'viv Oblast' und das wichtigste urbane Zentrum der Region, die einst Ostgalizien hieß.¹⁶

Zwei Gebäude mögen die vergangene Mannigfaltigkeit dieser Stadt in Erinnerung rufen. Die 1363 erbaute armenische Kathedrale ist ein gut erhaltenes und beeindruckendes Bauwerk, das von der einstigen Präsenz einer bedeutenden armenischen Gemeinde in diesem Teil der Ukraine (damals Polens) zeugt, die zuletzt weitgehend in der örtlichen Bevölkerung aufging.¹⁷ Armenier waren – neben Karäern und Griechen – die maßgebenden Konkurrenten der Juden im Handels- und Geschäftsbereich. Die zahlenmäßig kleinere armenische Gemeinde verlor gerade zu einem Zeitpunkt an Bedeutung als die jüdische Bevölkerung wuchs.¹⁸ Die armenische Kathedrale in L'viv verdient unser Inter-

15 Andere Berichte über Reisen in diese Regionen finden sich z.B. in Alfred Döblin, *Reise in Polen*, Berlin, S. Fischer 1925; Verena Dohrn, *Reise nach Galizien: Grenzlandschaften des alten Europa*, Berlin, Philo 2000; Martin Pollack, *Galizien: Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, Frankfurt a. M., Insel 2001.

16 <http://en.wikipedia.org/wiki/L%27viv> (eingesehen am 23. August 2006).

17 Eine andere Gedenktafel gibt als Entstehungsdatum des Gebäudes das Jahr 1578 an, während ein Forscher hierfür das Jahr 1635 setzt. Siehe Yaroslav Hrytsak, „Lviv: A Multicultural History through the Centuries“, in: Czaplicka, *Lviv*, S. 52. Diese Daten scheinen sich auf die Rekonstruktionen der Kathedrale zu beziehen. Armenier lebten im Osten Mitteleuropas seit der byzantinischen Ära und in L'viv seit dem 13. Jahrhundert. Die Gemeinde erreichte den Höhepunkt ihrer Entwicklung im 17. Jahrhundert und wies im frühen 19. Jahrhundert nurmehr 3.000 an die polnische Kultur assimilierte Mitglieder auf. Siehe: Paul Robert Magocsi, *Historical Atlas of East Central Europe*, Seattle, University of Washington Press 1993, S. 110; Paul Robert Magocsi, *A History of Ukraine*, Seattle, University of Washington Press 1996, S. 396. Siehe auch: <http://www.armeniapedia.org/index.php?title=Lviv> (eingesehen am 23. August 2006); <http://www.travel.inlviv.info/aguide/aguide5.php> (eingesehen am 23. August 2006).

18 Magocsi, *Historical Atlas*, S. 107–110. Juden, die vor allem aus Byzanz und Chasaren kamen, ließen sich in der Gegend von L'viv schon im 10. Jahrhundert nieder; der früheste jüdische Grabstein in der Stadt geht auf das Jahr 1348 zurück. Doch erst nach der Begründung des polnisch-litauischen Staatenbunds 1569 – mit der weite Gebiete der heutigen Ukraine unter polnische Herrschaft fielen – und infolge der zunehmenden Bedrängung jüdischer Gemeinwesen unter Beschneidung ihrer wirtschaftlichen Rechte im Westen Polens wie auch infolge der Möglichkeiten, die sich weiter im Osten eröffneten, siedelte sich eine große Anzahl von Juden in diesen neuen Territorien an. Zur Mitte des 18. Jahrhunderts lebte beinahe die Hälfte der polnischen Juden im Gebiet der Ukraine-Rutheniens. Ungefähr 80 Prozent der heute in der Welt lebenden Juden haben ihre Wurzeln im polnisch-litauischen Staatenbund des 18. Jahrhunderts. Danuta Dąbrowska et al. (Eds.), *Pinkas Hakehillot: Encyclopedia of Jewish Communities: Poland, Vol. II, Eastern Galicia* (Hebräisch), Jerusalem, Yad Vashem 1980, S. 1; M. J. Rosman, *The Lords' Jews: Magnate-Jewish Relations in the Polish-Lithuanian Common-*

esse nicht zuletzt daher, weil sie einigen herausragenden polnischen Intellektuellen und politisch bedeutenden Persönlichkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts als Grabstätte diente. Das zeugt sowohl von der Anpassung der Armenier an die hegemonische Kultur in L'viv, als auch von einer starken polnischen Präsenz in der Stadt. Man begriff sich trotz des anwachsenden Drucks, der vom ukrainischen Nationalismus ausging, und trotz der ukrainischen Dominanz im Umland als Teil Polens.¹⁹

Das andere Gebäude, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, ist die kaum erhaltene Synagoge der Goldenen Rose. Eine bescheidene Gedenktafel trägt folgende Inschrift in ukrainischer, englischer und jiddischer Sprache:

Ruinen des alten „Di Goldene Rois“ genannten Tempels. Erbaut in den Jahren 1580–1595 von der Familie Nachmanowitsch im Gedenken an Rabbi Nachmans Frau. Das von dem italienischen Architekten Pablo Romano entworfene Gebäude wurde von den Nazis zerstört und ist im Sommer 1942 abgebrannt.²⁰

Die Stätte des ehemaligen Tempels scheint, den leeren Bierflaschen und anderem Müll nach zu urteilen, der in dem flachen Graben neben der einzig verbliebenen Mauer verstreut liegt, ein beliebter nächtlicher Treffplatz zu sein. Die Synagoge befindet sich in dem ehemaligen, neben der alten Stadtmauer gelegenen, jüdischen Viertel von L'viv. Doch ist weder die Tatsache, dass die jüdische Gemeinde vernichtet wurde, irgendwo erwähnt, noch ist davon die Rede, dass dies unter Mithilfe von Ukrainern geschah. Kein Hinweis, dass während der Pogrome, die unmittelbar auf den Einmarsch der deutschen Armee in die Stadt am 30. Juni 1941 folgten, zwischen 7.000 und 10.000 Juden ermordet wurden.²¹

wealth during the Eighteenth Century, Cambridge, Mass., Harvard Ukrainian Research Institute/Harvard Center of Jewish Studies 1990, S. 36–41; Hundert, *Jews in Poland-Lithuania*, S. 3–20; Martin Gilbert, *The Routledge Atlas of Jewish History*, 6th ed., New York, Routledge 2003, S. 32–33, 46–47, 56.

- 19 John Czaplicka, „Introduction: Lemberg, Leopold, Lwów, Lvov: A City in the Crosscurrents of European Culture“, in: Czaplicka, *Lviv*, S. 13–45; Hrytsak, „Lviv“, in: Czaplicka, *Lviv*, S. 47–73; Alois Woldan, „The Imagery of Lviv in Ukrainian, Polish, and Austrian Literatures: From the Sixteenth Century to 1918“, in: Czaplicka, *Lviv*, S. 75–93.
- 20 Dies ist eine Übersetzung der englischen Inschrift der Gedenktafel. Der jiddische Text ist sehr viel kürzer. Der ukrainische Text ist leicht gekürzt und übergeht, dass die Synagoge im Andenken an die Frau des Rabbiners gebaut worden war.
- 21 Delphine Bechtel, „De Jedwabne à Zolotchiv: Pogromes locaux en Galicie, juin–juillet 1941“, in: *Cultures d'Europe centrale 5: La destruction des confins*, ed. Delphine Bechtel, Xavier Galmiche, Paris, CIRCE 2005, S. 69–92, hier S. 72. Unter den zahlreichen Erinnerungsschriften über den Holocaust in L'viv sind insbesondere zu erwähnen: David Kahane, *Lvov Ghetto Diary*, trans. Jerzy Michalowicz, Amherst, University of Massachusetts Press 1990; Kurt I. Lewin, *Przeżyłem: Saga świętego Jura spisana w roku 1946*, Warschau, Zeszyty Literackie 2006; Leon Weliczker Wells, *The Janowska Road*, New York, Macmillan 1963; Eliyahu Yones, *Smoke in the Sand: The Jews of Lwów during the War 1939–1944* (Hebräisch), Jerusalem, Yad Vashem 2001; Tadeusz Zaderecki, *When the Swastika Ruled in Lwów: The Destruction of the Jewish Community through the Eyes of a Polish Writer* (Hebräisch), trans. Zvi Arad, Jerusalem, Yad Vashem 1982. Über die polnische Bevölkerung in L'viv während des II. Weltkriegs siehe: Grzegorz Hryciuk, *Polacy we Lwowie 1939–1944: Życie codzienne*, Warschau, Książka i

Geht man durch die Straßen dieses wunderschönen alten Stadtteils, sieht man an einigen Türeingängen noch immer die Spuren von Mesusen. Nicht weit vom Zentrum entfernt liegt die älteste jüdische Niederlassung, in der einst die Große Synagoge des Vorortes (erbaut 1632) stand. In diesem ehemals regen jüdischen Geschäftsviertel kommen unter den bröckelnden Fassaden hübscher, aus dem 19. Jahrhundert stammender Gebäude noch immer polnische und jiddische Ladenschilder zum Vorschein. Es ist anzunehmen, dass diese letzten verbliebenen Spuren einer verlorenen Welt im Zuge der Modernisierung der Stadt verschwinden werden. Jetzt scheinen nur sehr wenige Leute sie wahrzunehmen.

Bis zum Krieg stand das Gebäude der Reformsynagoge (vollendet 1845) in der Nähe des Alten Marktes. Heute erinnert ein ungeschliffener, etwa einen Meter hoher Stein mit einer kleinen Gedenktafel in ukrainischer und englischer Sprache an die Zerstörung des Tempels durch die Deutschen.²² Da die Stadt keinen Hinweis über den Standort gibt, ist es schwierig, ihn zu finden.²³ Ein paar Häuserblöcke entfernt, auf dem St.-Theodor-Platz, steht immer noch die ehemalige, in den Jahren 1842–1844 erbaute chassidische Jakob-(Jankl) Glasner-Schul, die seit 1991 die Jüdische Kultargesellschaft beherbergt. In der Nähe findet sich eine Gedenktafel, deren Inschrift in jiddischer und ukrainischer Sprache erwähnt, dass der jiddische Schriftsteller Scholem Alechem 1906 in diesem Haus lebte.²⁴ Von hier aus gelangen wir zu dem Jüdischen Krankenhaus, das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in orientalischem Stil gebaut wurde. Zwar ist seine Backsteinkuppel mit Davidsternen verziert, doch findet sich kein schriftlicher Hinweis auf die Geschichte des Gebäudes. Hinter dem Krankenhaus lag der Alte Jüdische Friedhof, von dem bekannt ist, dass es dort Grabsteine aus der Mitte des 14. Jahrhunderts gab. Von den Nazis zerstört und von den Sowjets überpflastert, dient er nun als unbedachter Hauptmarktplatz der Stadt, auf dem man noch Trödel finden kann, dessen Anblick uns in eine andere Zeit versetzt und der davon zeugt, dass die Ukraine am Rande Europas liegt.²⁵

Wiedza, 2000. Zur Geschichte des jüdischen L'viv siehe: Nathan Michael Gelber (Ed.), *Encyclopedia of the Jewish Diaspora: Poland Series*, Vol. IV: *Lwów*, Jerusalem, The Encyclopedia of the Jewish Diaspora, 1956; Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 1–47.

22 Ich danke Delphine Bechtel und Sofia Grachova dafür, dass sie mich zu dieser Gedenkstätte geführt haben, und Artem Swyrydow für ein Foto.

23 Siehe auch Michael Stanislawski, *A Murder in Lemberg: Politics, Religion, and Violence in Modern Jewish History*, Princeton, Princeton University Press 2007, und Albert Lichtblau, Michael John, „Jewries in Galicia and Bukovina, in Lemberg and Czernowitz: Two Divergent Examples of Jewish Communities in the Far East of the Austro-Hungarian Monarchy“, in *Jewries at the Frontier: Accommodation, Identity, Conflict*, ed. Sander L. Gilman, Milton Shain, Urbana, IL, University of Illinois Press 1999, S. 29–66.

24 Der Bildhauer Pesach (Peter) Palit, der die Tafel entworfen hat, ist inzwischen nach Israel ausgewandert. Tiqua Nathan, *The Last Jews of Lwów (Lemberg)* (Hebräisch), Jerusalem, Reuven Mas 1997, S. 137.

25 Zur Diskussion um den jüdischen Friedhof in L'viv siehe: <http://www.risu.org.ua/eng/news/article;4791/> (eingesehen am 23. August 2006).

Ein paar Häuserblöcke weiter finden wir das ehemalige Jüdische Gymnasium, das nun in die Höhere Schule Nr. 52 verwandelt ist, jedoch keinerlei Hinweis auf die frühere Identität des Gebäudes trägt. Nach ein paar weiteren Minuten Fußweg erreichen wir das einzige, noch genutzte Jüdische Bethaus in L'viv. Im Jahr 1924 mit der Absicht, die Renaissance-Synagoge der Stadt nachzubilden, gebaut, ist die Tsori Gilod Synagoge heute ein kleines, baufälliges und von Mauern umgebenes Gebäude, im Schatten der übergroßen neu-gothischen St.-Elisabeth-Kirche – ein nur unscheinbares Erinnerungsstück an die große und lebendige jüdische Gemeinde in L'viv, deren 160.000 Mitglieder am Abend des Holocaust etwa 45 Prozent der Gesamtbevölkerung der Stadt ausmachten.²⁶

Wie sehr die Erinnerung an die jüdische Vergangenheit der Stadt schwindet und auf Kosten anderer Traditionslinien an den Rand gedrängt wird, illustriert die Ausstellung, die in einer der Stadtbroschüren als „größte und interessanteste Judaica-Sammlung“ bezeichnet wird. Zu sehen ist sie im L'viver Museum für Religionsgeschichte, das in der barocken römisch-katholischen Dominikaner-Kirche und dem an diese anschließenden Kloster, nahe dem jüdischen Viertel, untergebracht ist. Besuchern wird versichert: „dies [sei] das einzige Museum in der Ukraine, in dem man eine ständige Judaica-Ausstellung mit annähernd 100 originalen Exponaten sehen kann.“²⁷ Tatsächlich aber besteht die Sammlung aus einigen Glaskästen mit Objekten, die allesamt den Eindruck von Plündergut erwecken, das auf dem örtlichen Flohmarkt gesammelt wurde. Die jüdische „Ecke“ des Museums scheint nicht mehr als ein Ghetto zu sein. Die Broschüre informiert darüber, dass „der Lagerraum des Museums insgesamt an die tausend Exponate jüdischer Herkunft birgt“, zumeist „Ritualgegenstände“, wovon „das wertvollste“ eine „einzigartige [...] Sammlung von aus der Ukraine stammenden Torah-Rollen aus dem 15. bis 19. Jahrhundert darstellt (mehr als 420

26 Yones, *Smoke in the Sand*, S. 257.

27 *Jewish Heritage of Lviv*, ed. B. Mirkin, trans. A. Turkiskyy. Lviv, Centre of Europe 2002. Vita Susak, Direktorin der Europäischen Kunstsammlung in der L'viver Kunstgalerie, gab mir ihr letztes Exemplar dieser Broschüre und führte mich im März 2003 freundlicherweise durch die Galerie. Die Galerie stellt einige Werke jüdischer Künstler und Abbildungen aus dem Schtetl-Leben in Galizien aus, doch wird nirgendwo das jüdische Schicksal erwähnt. In einem Essay über diese Kunst, brachte Frau Susak merkwürdigerweise das Verschwinden solcher Kulturen wie die der „Phönizier, der Kopten, der Assyrer und anderer“ mit der „verschwundenen Welt“ des galizischen Judentums in Zusammenhang. Vita Susak, „Images of a Vanished World,“ in, *Images of a Vanished World: The Jews of Eastern Galicia* (From the mid-19th century to the first third of the 20th century), Exhibition Catalogue, Lviv Art Gallery and the Dr. A. Schwartz International Holocaust Center, exhibition curators Halyna Hlembotska and Vita Susak, trans. Taras Kupriy, eds. Jeffrey Wills and Cristina Teresa O'Keefe, Lviv, „Centre of Europe“ Publishing House 2003, S. 6–12. Siehe auch: Vita Susak, „Les visages de la Galicie orientale dans les œuvres de ses peintres (fin XIX^e – début XX^e siècles)“, in: *Culture d'Europe Centrale 4: Le Mythe des confins*, ed. Delphine Bechtel, Xavier Galmiche, Paris, CIRCE 2003, S. 189–205 und Delphine Bechtel, „Galizien, Galicja, Galitsye, Halychyna: Le mythe de la Galicie, de la disparition à la résurrection (virtuelle)“, in *Culture d'Europe Centrale 4: Le Mythe des confins*, ed. Delphine Bechtel, Xavier Galmiche, Paris, CIRCE 2003, S. 56–77.

Rollen“.²⁸ Allerdings hat der Museumsbesucher keinen Zugang zu diesen Rollen, und muss sich fragen, in welchem Zustand sie wohl seien und was wohl geschehen muss, damit sie aus den Kellern der Kirche ans Tageslicht und an einen sichereren Aufbewahrungsort gebracht werden könnten.

Seit dem Fall des Kommunismus erfuhr die Vernichtung der L'viver Juden zwar mehr Aufmerksamkeit als zu Sowjetzeiten, doch kleidete man das Gedenken in Euphemismen, in verharmlosende Formeln und stellte die historischen Fakten verzerrt dar. Das 1992 gegenüber der Eisenbahnbrücke, die das von den deutschen eingerichtete Ghetto vom Rest der Stadt trennte, errichtete *Denkmal für die Opfer des L'viver Ghettos (1941–1943)*,²⁹ zeigt die massive, quasi-abstrakte Skulptur eines alten Juden, der seine Hände voller Entsetzen flehend zum Himmel streckt. Es wurde von der L'viver jüdischen Gemeinde ohne jegliche Unterstützung öffentlicher Gelder finanziert.³⁰ Vor dem Monument ist unter einer stählernen Menorah eine ukrainische Inschrift angebracht, die lautet: „Erinnere und bewahre in deinem Herzen.“ Eine flach auf der Erde liegende Gedenktafel gibt eine in englischer Sprache geschriebene grobe Zusammenfassung der Ereignisse: „Durch diese ‚Todesstraße‘ gingen in den Jahren 1941–1943 136.800 jüdische Opfer, die von den deutschen nazi-faschistischen Besatzern im L'viver Getto [sic] gepeinigt wurden.“³¹

Eine zweite Gedenkstätte wurde 1993 nahe dem Janiw (Janowska)-Konzentrationslager am Rande der Stadt L'viv, auf Initiative eines Überlebenden des Lagers, Alexander Schwarz, hin errichtet.³² Ungefähr 200.000 Menschen, hauptsächlich Juden, wurden hier gefoltert und ermordet. Nach dem Krieg nutzte die sowjetische Geheimpolizei das Lager als Gefängnis. Später wurden in den Gebäuden Polizeihunde abgerichtet und Schweine gezüchtet. Erst nachdem Schwarz darauf drängte, wurde diese Nutzung der Gebäude eingestellt, doch schlugen seine Versuche, auf dem Gelände des ehemaligen Lagers, das den Exekutionsplatz und Massengräber umschließt, einen Erinnerungskomplex zu errichten, fehl, da sie auf den Widerstand der örtlichen Behörden stießen. Das gesamte Gelände ist noch immer umzäunt und kann nicht betreten werden. Die

28 *Jewish Heritage of Lviv*.

29 Der Architekt des Denkmals ist Wolodymyr Plychiwskji. Die Bildhauer, Luisa Sternstein und Jurij Schmukler, sind inzwischen nach Israel ausgewandert. Siehe: *Jewish Heritage of Lviv*, S. 23; Nathan, *Last Jews*, S. 138.

30 Siehe: Harold Marcuse, „Six Day Trip to Lviv, S. 5–11 August, 1999“, in <http://www.history.ucsb.edu/projects/holocaust/LvovTrip/lvivjrn1.998.htm> (eingesehen am 23. August 2006).

31 Die Unterschiede, die die in verschiedenen Sprachen geschriebenen Inschriften aufweisen, geben deutlichen Hinweis auf die wirklichen oder mutmaßlichen Sensibilitäten potenzieller Leser wie auch auf die politische Einstellung und das historische Verständnis derjenigen, die sie formulierten.

32 „The story of Lvov citizen Alexander Schwarz, who survived Janowska camp“, in: <http://www.history.ucsb.edu/projects/holocaust/Resources/JanowskaSurvivor047.htm> (eingesehen am 23. August 2006), verwaltet von Harold Marcuse, übernommen aus: Gundula Werger, „Denk ich an Lemberg“, in *Die Welt*, 19. Juli 2004.

Gedenktafel ist deshalb vor dem verriegelten Tor angebracht. Dabei handelt es sich um einen massiven zehn Tonnen schweren Felsblock, der in ukrainischer, englischer und jiddischer Sprache folgende Inschrift trägt: „Lasst uns die Erinnerung an all die Opfer des Nazi-Völkermords im Janowska-Todeslager für immer bewahren: 1941–1943.“³³ Zwar ist die Zahl 200.000 und ein Davidstern dem Felsblock eingeschrieben, doch taucht das Wort „Jude“ nirgends auf.

Am 19. November 2003 – dem sechzigsten Jahrestag der Auflösung des Lagers – brachte das Internationale Holocaust Zentrum, eine von Alexander Schwarz begründete und nach ihm benannte NGO (nichtstaatliche Organisation), neben dem Felsblock eine große Gedenktafel an, die leichter von der Straße aus gesehen werden kann. Der ukrainische und englische Text lautet:

Passant, Halt! Neige dein Haupt! Vor dir liegt die Stelle des ehemaligen Janowska-Konzentrationslagers! Hier leidet der Boden! Hier haben die Nazis unschuldige Menschen gequält, verhöhnt, ermordet und in die Gaskammern geschickt. Bewahrt den unschuldig vernichteten Opfer ein immerwährendes Gedenken! Ewige Verdammnis den Mördern.

Auch diese Formulierung belässt die Identität der Opfer im Dunkeln. Diese werden an keiner Stelle als Juden bezeichnet, noch wird irgendein anderer symbolischer Hinweis auf ihre Identität gegeben. Vielleicht wird damit die sowjetische Praxis fortgeführt, jüdische Opfer niemals spezifisch zu erwähnen; vielleicht spiegeln sich darin aber auch die Befürchtungen der kleinen L'viver jüdischen Gemeinde wider, den Antisemitismus aufzustacheln, indem man die jüdische Identität der Opfer betont. Wie dem auch sei, Tatsache ist, dass der Text es der heutigen Bevölkerung gestattet, sich mit den Opfern des Lagers als zu ihnen gehörig zu identifizieren und nicht wahrzunehmen, dass hier Menschen vernichtet wurden, deren Geschichte seitdem aus dem öffentlichen und kollektiven Gedächtnis weitgehend verdrängt und deren Gegenwart in der Region beinahe völlig zum Verschwinden gebracht wurde.³⁴

Ähnlich ist das bescheidene Denkmal auf dem Neuen Jüdischen Friedhof nur für diejenigen sichtbar, die dieses weitläufige und dicht von Gräbern übersäte Terrain der Toten betreten, das an den Janiowskiy-(Janowski)-Friedhof grenzt und an der Straße liegt, die zum ehemaligen Lager führte. In jiddischer und ukrainischer Sprache verfasst, vermeidet auch die Inschrift dieses Denkmals, die jüdische Identität der Opfer in irgendeiner Weise zu erwähnen. Die jiddische Inschrift besagt: „In ewigem Gedenken an die Märtyrer, die durch die

33 Die ukrainische und die jiddische Fassung sind identisch, abgesehen von der in sowjetischen Zeiten üblichen Ersetzung des Wortes „Nazi“ durch das Wort „Faschist“.

34 Siehe auch: <http://www.holocaust.kiev.ua/eng/seminarse/lviv.htm> (eingesehen am 23. August 2006), das Programm einer Konferenz, die im November 2003 in L'viv stattgefunden hat. B'nai Brith „Leopolis“ unterstützt 10–15 Prozent der auf 12.000–15.000 Menschen geschätzten, zumeist betagten jüdischen Bevölkerung der westlichen Ukraine. Das von Schwarz begründete Internationale Holocaust Zentrum versorgt jüdische Kinder und alte Menschen mit medizinischen Hilfs- und Nahrungsmitteln. Schwarz wurde vom deutschen Bundespräsidenten Johannes Rau mit dem Verdienstkreuz ausgezeichnet.

Hände der grausamen Hitler-Mörder gefallen sind.“ Die ukrainische Inschrift ist noch kürzer: „Im Gedenken an jene, die 1942–1943, in den Jahren der Hitler-Besatzung, umgekommen sind.“

Während die meisten Ortsansässigen keine Ahnung vom Janiwer-Lager und seiner Gedenkstätte noch von anderen jüdischen Stätten in L'viv und in den umliegenden Städten haben, hat die Stadt ihrem ukrainischen Charakter bewusst öffentliche Geltung verschafft, indem man sich darauf konzentrierte, in erster Linie das Gedenken an ukrainische Opfer von Totalitarismus, Vorurteil und Gewalt wachzuhalten. Im L'viver Gedächtnis ist kein Platz für andere Opfer, geschweige denn für die Opfer der Ukrainer selbst und am allerwenigsten für die Opfer der ukrainischen Nationalisten, die als Helden und Märtyrer dargestellt werden. L'vivs Straßen wurden weitgehend neu benannt, um so den ukrainischen Charakter der Stadt widerzuspiegeln. Mit Unterstützung durch öffentliche Gelder wurde eine Vielzahl von Denkmälern errichtet, um die heldenhaften ukrainischen Söhne zu feiern.³⁵ Auch das Denkmal für die Opfer der sowjetischen Unterdrückung, das 1997 enthüllt wurde und die Menschen daran erinnern soll, dass alle Nationalitäten Opfer der Sowjets waren, blendet bestimmte Erinnerungen aus.

Das Denkmal wurde vor dem alten Gefängnisgebäude errichtet und stellt eine gefolterte, auf ein mit Stacheldraht umrahmtes Kreuz genagelte Männergestalt dar, um die Hunderte von Namen der Opfer der NKWD (Sowjetische Geheimpolizei) geschrieben sind. Der Text auf dem Denkmal lautet:

Zwischen September 1939 und Juni 1941 wurden in den Gefängnissen der West-Ukraine 48.867 Personen ermordet. 1.238.256 wurden nach Sibirien deportiert. In den Gefängnissen von L'viv Oblast wurden 1941 innerhalb von sechs Tagen 3.348 ukrainische, polnische und jüdische Gefangene erschossen.

Völlig abgesehen von den überzogenen Zahlen, muss man darauf hinweisen, dass der Text die Tatsache verschweigt, dass Tausende von Juden direkt im Anschluss an den Einmarsch der Deutschen in L'viv von Ukrainern misshandelt und umgebracht wurden, weil sie angeblich ukrainische Patrioten in sowjetischen Gefängnissen ermordet hätten. Gerade weil es die drei nationalen Symbole trägt – den ukrainischen Dreizack, den polnischen Adler und den Davidstern – befreit das Denkmal das ukrainische Gedächtnis von der Last, die massiven Verbrechen zu erwähnen, die genau von jenen Freiheitskämpfern, die nun als Nationalhelden gefeiert werden, begangen wurden.³⁶

35 Yaroslav Hrytsak, Victor Susak, „Constructing a National City: The Case of L'viv“, in: John J. Czaplicka, Blair A. Ruble, *Composing Urban History and the Constitution of Civic Identities*, Baltimore, The Johns Hopkins University Press 2003, S. 140–164.

36 Bechtel, „Zolotchiv“, S. 85; Liliana Hentosh, Bohdan Tscherkas, „L'viv: In Search of Identity – Transformations of the City's Public Space“, Vortrag, der gehalten wurde in: *Cities after the Fall: European Integration and Urban History Conference*, Minda de Gunzburg Center for European Studies, Harvard University, Spring 2005. Die Bildhauer des Denkmals sind P. Schtaer und R. Rywenskyi. Juden stellten 10 Prozent der Gesamtbevölkerung der westlichen

L'viv ist das Aushängeschild der West-Ukraine. Begibt man sich tiefer nach Galizien hinein, findet man noch krassere Beispiele ukrainischer Selbstverherrlichung, gepaart mit Missachtung, Unterdrückung und selbst Zerstörung aller Zeugnisse der multi-ethnischen Vergangenheit des Landes – und Beispiele auch davon, dass diese in einem Feldzug von Massenmord und ethnischer Säuberung, die weitgehend unter ukrainischer Mithilfe vollzogen wurden, ein tragisches Ende fand.³⁷ Im Folgenden wollen wir eine Rundreise durch das alte Kronland Galizien unternehmen, wobei wir zunächst im Süden beginnen, um uns dann entlang der östlichen Ausläufer der Karpaten auf die ehemalige Grenze mit der Bukowina zu bewegen, schließlich dem Fluss Sbrutsch in Richtung Norden zu folgen und die alte russische Grenze entlangfahren.

2. Drohobytch / Drohobycz / Drohobets (Drohobitsch)

Die Stadt Drohobytch liegt ungefähr 65 km südwestlich von L'viv. Sie ist der Geburtsort des Malers Maurycy Gottlieb wie des polnisch-jüdischen Künstlers und Schriftstellers Bruno Schulz (1892–1942). In Dörfern der Umgebung wurden der ukrainische Dichter Iwan Franko (1856–1919) und der Begründer der Organisation der Ukrainischen Nationalisten (OUN), Andrii Mel'nyk (1890–1964) geboren. In der Stadt lebten 1939 ungefähr 10.000 Polen, 10.000 Ukrainer und 15.000 Juden. Zu Beginn der deutsche Besatzung wurden ungefähr 400 Juden von ortsansässigen Ukrainern und Polen bei einem Pogrom ermordet. In den folgenden drei Jahren wurde die große Mehrheit der Juden entweder in das

Ukraine und des westlichen Belorusslands, aber ein Drittel der Gesamtzahl der Deportierten. Insgesamt wurden in den Jahren 1939 bis 1941 zwischen 309.000 und 327.000 Menschen aus der westlichen Ukraine und aus dem westlichen Belorussland deportiert; zwischen 110.000 und 130.000 Menschen wurden festgenommen. Zwischen einem Viertel und einem Drittel derjenigen, die von den Sowjets deportiert wurden, starben; ungefähr 90–95 Prozent der Juden dieser Region wurden unter der deutschen Besatzung ermordet. Jan T. Groß, *Revolution from Abroad: The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Belorussia*, 2nd ed., Princeton, Princeton University Press 2002, S. xiv, 269–270; Stanislaw Ciesielski, et al., *Represje sowieckie wobec Polaków i obywateli polskich*, Warszawa, Ośrodek Karta, 2000, S. 11–16. In der westlichen Ukraine hielten die Sowjets am Vorabend der deutschen Invasion bis zu 50.000 zumeist ukrainische Menschen gefangen, von denen bis zu 30.000 während des sowjetischen Rückzugs entweder getötet wurden oder auf Zwangsmärschen starben. Bogdan Musiał, „Konterrevolutionäre Elemente sind zu Erschießen.“ *Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941*, Berlin, Propyläen Verlag 2000, S. 137–138.

- 37 John-Paul Himka, „Ukrainian Collaboration in the Extermination of the Jews During the Second World War: Sorting out the Long-Term and Conjectural Factors“, in: *The Fate of the European Jews, 1939–1945: Continuity or Contingency?*, ed. Jonathan Frankel, New York, Oxford University Press 1997, S. 170–189; Aharon Weiss, „Jewish-Ukrainian Relations in Western Ukraine During the Holocaust“, in: *Ukrainian-Jewish Relations in Historical Perspective*, ed. Peter J. Potichnyj, Howard Aster, Edmonton, Canadian Institute of Ukrainian Studies/University of Alberta 1988, S. 409–420; B. F. Sabrin, *Alliance for Murder: The Nazi-Ukrainian Nationalist Partnership in Genocide*, New York, Sarpedon 1991; Martin Dean, *Collaboration in the Holocaust: Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941–1944*, New York, St. Martin's Press 2000; und andere Essays in diesem Band.

Vernichtungslager Belzec deportiert oder in der Stadt und in deren unmittelbarer Umgebung ermordet. Die Mehrheit der Polen wurde über die Grenze nach Polen deportiert.³⁸

Wer heute Drohobycz besucht, wird nur mit großer Mühe eine Spur ihrer blutigen Geschichte oder der Tage entdecken, in denen sie als „ein einhalb Städte: halb ukrainisch, halb polnisch und halb jüdisch“³⁹ beschrieben wurde. In der Stadtmitte erblickt man in einem hübschen Park an dem Punkt, an dem sich seine Wege kreuzen, eine große Bronzestatue. Sie stellt Stepan Bandera (1909–1959) dar, den Anführer des OUN-B, dessen Gefolgsleute sowohl am Genozid an den Juden, als auch an der Vertreibung der Polen in Ostgalizien maßgeblich beteiligt waren.⁴⁰

Dem Park gegenüber steht noch immer das Haus, vor dem Bruno Schulz von SS-Scharführer Karl Günther während einer „wildenen“ *Aktion* am 19. November

38 Über die Juden von Drohobycz siehe: Nathan Michael Gelber (ed.), *Memorial to the Jews of Drohobycz, Boryslaw, and Surroundings* (Hebräisch und Jiddisch), Tel Aviv, Association of Former Residents of Drohobycz, Boryslaw and Surroundings, 1959; einzusehen in: <http://yizkor.nypl.org/index.php?id=2312> (eingesehen am 23. August 2006); eine teilweise Übersetzung findet sich in: <http://www.jewishgen.org/Yizkor/Drohobycz/Drogobych.html> (eingesehen am 23. August 2006); Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 168–171. Über die dortige „Endlösung“ siehe: Pohl, *Judenverfolgung*, S. 70, 122, 143, 149, 190, 202, 224–227, 243, 250, 256; Sandkühler, „Endlösung“, S. 303, 305–310, 312–318, 320, 323–329, 331–334, 336–339, 374–380, 398–399, 403. Des Weiteren in: Geldmacher, „Beteiligung“ und Geldmacher, *Wiener*. Siehe auch: <http://www.personal.ceu.hu/students/97/Roman.Zakharii/drohobych.htm> (eingesehen am 23. August 2006); <http://en.wikipedia.org/wiki/Drohobych> (eingesehen am 23. August 2006).

39 Diese Wendung wird dem jüdisch-polnischen Schriftsteller Marian Hemar (1901–1972) zugeschrieben. Siehe: Leonid Goldberg, „Drohobych – One and a Half City“, in *Jewish Ukraine* 7/26 (April 2002), in: http://jewukr.org/observer/jo0726/p0203_e.html (eingesehen am 23. August 2006). Siehe auch: Jaroslav Anders, „The Prisoner of Myth“, in *The New Republic Online*, Absendedatum: 14.11.02, Datum der Ausgabe: 25.11.02, in: <http://www.tnr.com/doc.mhtml?i=20021125&s=anders112502&c=1> (eingesehen am 23. August 2006); Denise V. Powers, „Fresco Fiasco“, in: *Forum: Żydzi-Polacy-Chrześcijanie*, in: <http://www.znak.com.pl/forum/index-en.php?t=studia&cid=67> (eingesehen am 23. August 2006).

40 Wilfried Jilge, „The Politics of the Second World War in Post-Communist Ukraine (1986/1991–2004/2005)“, in *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 54 (2006), S. 50–81, hier S. 55–56 und Anm. 30; Ryszard Torzecki, „Die Rolle der Zusammenarbeit mit der deutschen Besatzungsmacht in der Ukraine für deren Okkupationspolitik“, in: *Okkupation und Kollaboration (1938–1945), Beiträge zu Konzepten und Praxis der Kollaboration in der deutschen Okkupationspolitik*, hrsg. von Werner Röhr, Berlin, Hühig 1994, S. 239–272; Karel Berkhoff, Marco Carynnyk, „The Organization of Ukrainian Nationalists and Its Attitude toward Germans and Jews: Jaroslav Stets'ko's 1941 Zhyttiepyś“, in *Harvard Ukrainian Studies* XXIII (3/4) 1999, S. 149–184; Dieter Pohl, „Ukrainische Hilfskräfte beim Mord an den Juden“, in: *Die Täter der Shoah: Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?*, hrsg. von Gerhard Paul, Göttingen, Wallstein 2002, S. 205–234; Frank Golczewski, „Die Kollaboration in der Ukraine“, in: *Kooperation und Verbrechen: Formen der „Kollaboration“ im östlichen Europa 1939–1945*, hrsg. von Christoph Dieckmann et al., Göttingen, Wallstein 2003, S. 151–182.

1942 erschossen wurde. Günther wollte sich damit an Schulzens Beschützer, SS-Hauptscharführer Felix Landau, für den Schulz seine letzten Werke malte, rächen, der „seinen“ Juden, den Zahnarzt Löw, ermordet hatte.⁴¹ Im Juni 2004 versuchten mein ukrainischer Helfer und ich, die Stätte der Erschießung mit Hilfe eines Fotos aus einem Buch über Drohobytsch aus der Vorkriegszeit ausfindig zu machen, als ein alter Mann sich an uns wandte.⁴² „Was suchen Sie?“, fragte er. Wir zeigten ihm das Foto. Der Mann führte uns zur Straßenecke und bewegte sich dann auf den Park zu. „Hier war das Ghetto“, bemerkte er. „Ich erinnere mich noch daran. Ich war zu der Zeit ein junger Bursche.“ Banderas Statue glänzte zwischen den Bäumen hervor. Wie sich nun herausstellte, war sie direkt auf dem Gelände errichtet worden, auf dem die Deutschen die jüdische Bevölkerung von Drohobytsch zusammengepfercht hatten, bevor sie sie ermordeten. Doch findet sich an dieser Stelle nirgendwo ein Hinweis darauf, dass dies der Ort des Leidens und der Hoffnungslosigkeit eines Drittels der Stadtbevölkerung war.

Erst Jahrzehnte nach dem Krieg erinnerte sich Drohobytsch an Bruno Schulz. Eine bescheidene Gedenktafel wurde an dem Haus angebracht, in dem er während der Zwischenkriegsperiode gelebt hatte. Das geschah anscheinend erst 2001, nachdem die Wandgemälde entdeckt wurden, die Schulz für den SS-Hauptscharführer Landau im Zimmer seines Sohnes gemalt hatte. „In diesem Haus“, wird auf der Tafel in ukrainischer, polnischer und hebräischer Sprache vermerkt, „lebte und arbeitete in den Jahren 1910–1941 der berühmte jüdische Künstler und große Schriftsteller polnischer Sprache Bruno Schulz.“ Dieser tapfere Versuch, in einem einzigen Satz die vielseitige Natur von Leben, Identität und Literatur in Ostgalizien am Vorabend der Katastrophe einzufangen, bleibt der Öffentlichkeit weitgehend verborgen: Das Haus von Schulz ist nicht einmal auf dem Stadtplan verzeichnet. Auch die „Villa“ ist dort nicht zu finden, in der Schulz die Bilder malte, deren Ablösung von der Wand und Transport nach Israel durch Agenten von Yad Vashem mit vehementer Kritik von Ukrainern wie Polen bedacht wurde. Plötzlich wollte jeder seinen Anspruch auf Schulz geltend machen, der sechs Jahrzehnte zuvor wie ein streunender Hund auf einer nahegelegenen Straße erschossen worden war.⁴³

41 Jerzy Ficowski, *Regions of the Great Heresy. Bruno Schulz: A Biographical Portrait*, trans. Theodosia Robertson, New York, W. W. Norton 2003, S. 132–139. Siehe auch: Pola Arbiser, Irene Frisch, *Give Me the Children*, Atlanta, Ga., P. Arbiser 2002; und Henryk Grynberg, *Drohobytsch, Drohobycz and Other Stories: True Tales from the Holocaust and Life After*, trans. Alicia Nitecki, ed. Theodosia Robertson, New York, Penguin Books 2002. Der deutsche Begriff *Aktion* (Pl. *Aktionen*) und seine polnische Entsprechung *akcja* (pl. *akcje*) wie auch die jiddische und die hebräische Ableitung (*aktsye* oder *aktsya*, pl. *aktsyes* oder *aktsyot*) bezeichnen das Zusammentreiben von Menschen und den Massenmord.

42 Es handelt sich um das Buch: Roman Pastuch, *Wulytysjamy Staroho Drohobytscha*, Kamenyar, Lviv, 1991; das Foto findet sich unter einem Satz von Bildern zwischen den Seiten 64–65.

43 Die Agenten von Yad Vashem haben wohl mit den örtlichen Führungskräften in Drohobytsch hinter dem Rücken der ukrainischen und der polnischen Kulturverwaltungen eine

Nicht weit von seinem Haus entfernt ist das Gymnasium, in dem Bruno Schulz zwischen 1902 und 1910 lernte und zwischen 1924 und 1939 lehrte. Geht man von dort aus noch ein Stück weiter, trifft man auf ein beeindruckendes Gebäude, von dessen Fassade die polnische Aufschrift „Jüdisches Waisenhaus“ getilgt wurde und dessen mit Davidsternen verzierte Fenster umgestaltet wurden.⁴⁴ Dann erreichen wir die Stryjska Straße, die als solche in Schulzens Schriften auftaucht.⁴⁵ Ehemals unter dem Namen Scholem Alechem Straße bekannt ist sie derzeit nach Iwan Masepa (1640–1709) benannt, dem letzten von Kosaken abstammenden Herrscher der für kurze Zeit unabhängigen Ukraine.

Eine kleine von der Hauptstraße abzweigende Allee wurde zwar nach Bruno Schulz benannt, doch ist das Straßenschild beinahe völlig von einem farbenfrohen Reklameschild für ein Café-Restaurant verdeckt. Von dieser Stelle aus konnte man noch im Juni 2004 einen halben Häuserblock weiter ein hübsches, allerdings auffälliges Gebäude sehen. Auf einem Foto von 1909 erkennt man vor dem intakten Gebäude der Synagoge einige geisterhafte Passanten in dunklen Mänteln und Hüten, auf einer heiteren Postkarte aus dem Jahr 1910 sind Pferdewagen und elegante Männer mit Spazierstöcken zu sehen, die an der Synagoge vorbeigehen.⁴⁶ Die Kommunisten verwandelten die Synagoge in den Sportklub „Spartak“. Von 2004 an ist das Gebäude renoviert worden. Zwar wird es weiterhin von einem Sportklub genutzt, doch nun sind die Spuren der Davidsterne, die noch zwei Jahre zuvor zu sehen waren, gänzlich beseitigt.⁴⁷ Die Ruine der Choral Synagoge jedoch ragt noch immer als einsturzgefährdetes Mahnmal über der Stadt auf. Sie ist verschlossen und verriegelt. Ein paar hebräische Wörter sind über dem Haupteingang und auf den Bögen des Innenraumes zu sehen. Auch gibt es hier und dort noch Spuren von Farbe an den Wänden.⁴⁸

Vereinbarung getroffen. Über die Kontroverse siehe: Ficowski, *Regions*, S. 165–172; Powers, „Fresco Fiasco“; Ruth Franklin, „Searching for Bruno Schulz“, in *The New Yorker*, Ausgabe vom 16. Dezember 2002, seit dem 9. Dezember 2002 einzusehen in:

http://www.newyorker.com/critics/books/?021216crbo_books (eingesehen am 24. August 2006); Anne Applebaum, „An Oddball Miles from Anywhere“, in *The Spectator*, 15. März 2003: http://www.anneapplebaum.com/other/2003/03_15_spec_oddball.html (eingesehen am 24. August 2006); Amiran Barkat, „Yad Vashem Not Displaying Bruno Schulz Holocaust Art“, *Haaretz*, 4. Juli 2005, in: <http://www.isjm.org/news/040805har.htm> (eingesehen am 24. August 2006); Benjamin Paloff, „Who Owns Bruno Schulz? Poland Stumbles over Its Jewish Past“, in *Boston Review* (Dezember 2004/Januar 2005), in: <http://bostonreview.net/BR29.6/paloff.html> (eingesehen am 24. August 2006).

44 Siehe das nach dem Krieg aufgenommene Foto in: Pastuch, *Wulysjamy*, zwischen S. 64–65.

45 Siehe „The Street of Crocodiles“, in: *The Complete Fiction of Bruno Schulz*, trans. Celina Wieniewska, New York, Walker and Company 1989, S. 5.

46 Pastuch, *Wulysjamy*, zwischen S. 64–65; und <http://diaspora.org.il/chamber%20/pics/drohobycz.htm> (eingesehen am 24. August 2006); <http://members.tripod.com/~mikerosenzweig/easteursyn.htm> (eingesehen am 24. August 2006).

47 Siehe <http://polishjews.org/synag/drohobycz2.htm> (eingesehen am 24. August 2006).

48 Es heißt, die Synagoge werde gegenwärtig renoviert. Aufgrund von Fotos, die vor dem I. Weltkrieg aufgenommen wurden, kann man sich ein Bild davon machen, welch außergewöhnlich

Im späten 19. Jahrhundert war Drohobytsch (zusammen mit dem nahe liegenden Boryslav) der Schauplatz eines großen Ölbooms und auch für seine reichen Salzminen bekannt. Heute kann man die aus dem 16. Jahrhundert stammende, wunderschöne Holzkirche St. Georg bewundern und dem Besucher präsentieren sich einige reizende, von liebevoll gepflegten Gärten umgebene alte Villen. Der Ort kann im Allgemeinen als ordentliche und elegante Stadt beschrieben werden, die sich nach und nach von den Jahren der Verwahrlosung in einer unter sowjetischer Herrschaft halb abgeschotteten Grenzregion erholt.⁴⁹ Aber die Stadt hat beinahe ihre ganze jüdische Vergangenheit zum Verschwinden gebracht.

3. *Iwano-Frankiws'k / Stanyslawiw / Stanisławów / Stanisław*

Südöstlich von Drohobytsch, ungefähr 140 km südlich von L'viv, liegt die Stadt Stanyslawiv, die 1962 nach dem Dichter Iwan Franko Iwano-Frankiws'k benannt wurde. Sie ist die Hauptstadt des Iwano-Frankiws'k Oblast', zählt über 204.000 Einwohner und ist damit die drittgrößte Stadt der Region. In der Mitte des 17. Jahrhunderts gegründet, machte ihre jüdische Bevölkerung gegen Ende des 19. Jahrhunderts ungefähr die Hälfte der insgesamt 30.000 Einwohner aus. Dieses Verhältnis änderte sich in den darauffolgenden Jahrzehnten. Im Jahre 1931 stellten die Juden nur noch knapp über ein Drittel der Gesamtbevölkerung, die auf 72.000 Menschen angewachsen war.⁵⁰

Wie in allen von den Sowjets 1939 besetzten Gebieten wurden auch in Iwano-Frankiws'k die jüdische Gemeinde und ihre Institutionen aufgelöst, viele politische Aktivisten und Industrielle verurteilt und deportiert und die Mehrzahl der Wirtschaftsunternehmen verstaatlicht. Im Jahre 1940 wurden viele jüdische Flüchtlinge, die aus dem deutsch-besetzten Polen nach Iwano-Frankiws'k ge-

schwierige Aufgabe es ist, das Äußere der Synagoge, geschweige denn ihren prächtigen Innenraum zu restaurieren. Siehe Pastuch, *Wulytsjamy*, zwischen S. 64–65.

49 Siehe, z.B., http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Drohobycz/dz_histoil.htm (eingesehen am 24. August 2006); Alison Fleig Frank, *Oil Empire: Visions of Prosperity in Austrian Galicia*, Cambridge, Mass., Harvard University Press 2005.

50 Dieser Bericht basiert vor allem auf: Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 359–376; englische Übersetzung in: http://www.jewishgen.org/yizkor/pinkas_poland/pol2.00359.html (eingesehen am 24. August 2006). Siehe auch: <http://en.wikipedia.org/wiki/Ivano-Frankivsk> (eingesehen am 24. August 2006), dort werden Zahlen aus der 1931 durchgeführten polnischen Volkszählung aufgeführt: Polen: 120.214 (60,6 Prozent); Ukrainer: 49.032 (24,7 Prozent); Juden: 26.996 (13,6 Prozent); insgesamt: 196.242, wobei anscheinend umliegende polnische Dörfer miteinbezogen wurden, während von Ukrainern und Juden bewohnte Dörfer übergangen wurden. Siehe auch den vollständigen Bericht über die Volkszählung in: <http://www.hagal.com/1931popbylang.html> (eingesehen am 24. August 2006). Der polnische Verwaltungsbezirk Stanisławów (ausgenommen die Stadtbevölkerung) umfasste am Vorabend des II. Weltkrieges 600.000 Menschen, von denen 70 Prozent Ukrainer und 20 Prozent Juden waren und sich der Rest aus kleineren lokalen ethnischen Gruppen zusammensetzte. Siehe: Elisabeth Freundlich, *Die Ermordung einer Stadt namens Stanisław: NS-Vernichtungspolitik in Polen 1939–1945*, Wien, Österreichischer Bundesverlag 1986, S. 21.

kommen waren, nach Sibirien, Kasachstan und in andere abgelegene Gebiete der Sowjetunion deportiert. Die Deutschen übernahmen die Stadt gegen Ende Juli 1941. Die jüdische Bevölkerung zählte zu dieser Zeit ungefähr 40.000 Menschen, darunter Flüchtlinge aus Polen, den Karpaten und aus den umliegenden Dörfern stammende, von ortsansässigen Ukrainern in Angst und Schrecken versetzte Juden. Auf die anfängliche Exekution einiger hundert Mitglieder der jüdischen „intelligentsia“ (Intellektuelle und freiberuflich Tätige, die von den Deutschen als potentielle Führungspersönlichkeiten angesehen wurden), folgte im Oktober der Massenmord an ungefähr 10.000 Juden, die an einem einzigen Tag auf dem Neuen Friedhof getötet wurden. Im März 1942 wurde der Massenmord fortgesetzt. Gegen Ende Februar 1943 wurde die Stadt für *Judenrein* erklärt. Die wenigen übriggebliebenen Arbeitslager wurden einige Monate später liquidiert. Als die Stadt im Juli 1944 befreit wurde, waren nur noch ungefähr 100 Juden am Leben; weitere 1.500 überlebten in der Sowjetunion.

Wer heute Iwano-Frankiwsk besucht, wird kaum glauben können, dass hier solche Massaker stattfanden. Die Stadt zeigt wunderschön erhaltene Kirchen und ein geschmackvoll renoviertes Stadtzentrum. Das einzige erhaltene Gebäude der einst großen und wohlhabenden jüdischen Gemeinde ist die Große Synagoge, die allerdings ihre vier zwiebelbedachten Türme verloren hat. Die Synagoge wurde 1991 der jüdischen Gemeinde zurückerstattet, von der gesagt wird, sie zähle 300 Mitglieder.⁵¹ Gegenwärtig teilt sich diese das Gebäude mit einem Geschäft. Deshalb kann die Synagoge nur über einen Hinterhof, allerdings ohne Hinweisschild, und einen dunklen Treppenaufgang betreten werden, der zur Hintertür des noch immer beeindruckenden, wenngleich kahlen Hauptraumes der Synagoge führt. Als ich die Stadt im März 2003 besuchte, nahmen nur vier Männer mittleren und hohen Alters am Gottesdienst teil.

Vor kurzem wurde vor der Synagoge ein Denkmal errichtet. Geschmückt mit frischen Kränzen in den ukrainischen Nationalfarben blau und gelb und in den roten und schwarzen Farben der UPA – der ukrainischen Widerstandarmee im II. Weltkrieg – trägt die quasi-abstrakte Bronzefigur eines Mannes, dem die Hände auf dem Rücken gebunden sind, eine Tafel, mit der darauf hingewiesen wird, dass sie der 27 OUN Mitglieder gedenkt, die im November 1943 an dieser Stelle von den Deutschen hingerichtet wurden.⁵² Was es bedeu-

51 Fotos und weitere Informationen können eingesehen werden in: <http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Stanislawow/syn.htm> (eingesehen am 24. August 2006).

52 Ein Foto dieser Hinrichtung, auf dem die Mauer der Synagoge im Hintergrund deutlich zu sehen ist, findet sich in: Yury Boshyk (Ed.), *Ukraine during World War II: History and its Aftermath*, Edmonton, University of Alberta 1986, in einem Set von Fotografien zwischen den Seiten 108–109. Auf der Touristen-Website „Discover Ukraine“ findet sich folgende Anmerkung: „Die Herzen der Menschen schmerzen noch immer, wenn sie sich der öffentlichen Hinrichtung von 27 Patrioten im Zentrum der Stadt erinnern, die am 17. November 1943 stattgefunden hat. In Stanyslawiv und Umgebung ermordeten die Faschisten insgesamt mehr als 100 Tausend fried-

tet, dass ausgerechnet an der Großen Synagoge an ukrainische Opfer erinnert wird, ohne – hier oder an anderer Stelle im Stadtzentrum – auf den an der jüdischen Bevölkerung Iwano-Frankiws'k's begangenen Massenmord hinzuweisen, mag den Vätern der Stadt völlig entgangen sein. Das Denkmal kann als weiterer Versuch gewertet werden, das ukrainische Geschichtsbild durchzusetzen und das historische Schicksal der jüdischen Bevölkerung der Stadt zu ignorieren.⁵³

Die Stätte des berüchtigten, „blutiger Sonntag“ genannten Massakers, das im Oktober 1941 stattgefunden hat, ist nicht einfach zu finden; im lokalen Stadtplan ist sie verwirrenderweise mit einem Kreuz bezeichnet.⁵⁴ Das Gelände ist von Unkraut überwuchert und verwahrlost; viele der Grabsteine sind beseitigt worden. Ein nur in hebräischer und englischer Sprache geschriebenes Schild informiert darüber, dass der „Friedhof mit der Hilfe von Herrn Emanuel Schaefer aus Israel restauriert wurde“, im Andenken an seine Eltern und Schwestern, die im Holocaust umgekommen sind. Das einzige offizielle Denkmal, das eindeutig aus der Sowjetära stammt, trägt folgende, nur in ukrainischer Sprache verfasste Inschrift: „An dieser Stelle richteten die deutschen Faschisten in den Jahren 1941–1944 über 100.000 Sowjet-Bürger und Gefangene aus anderen Ländern hin.“ Daneben gibt es nur ein einziges zentrales post-sowjetisches Denkmal für die jüdische Gemeinde, das offensichtlich auf private Initiative hin errichtet wurde – einen bescheidenen rosafarbenen Stein, der einen Davidstern und Inschriften in Hebräisch, Englisch und Ukrainisch trägt. Doch während der hebräische und der englische Text besagt: „Im Andenken an 120.000 jüdische Opfer des Holocausts 1941–1944“, meidet der ukrainische Text jegliche Erwähnung von Juden und lautet stattdessen: „Im Andenken an 120.000 im Holocaust Vernichtete, 1941–1944.“ Außerdem wird keine Information gegeben über das, was eigentlich an dieser Stelle oder anderswo in der Stadt geschehen ist, geschweige denn darüber, dass ortsansässige Kollaborateure am Massaker beteiligt waren.

volle Menschen.“ Die Identität dieser „friedvollen Menschen“ wird nicht näher bestimmt. Siehe: <http://tourism.pcukraine.org/info.php?site=Ivano-Frankivsk&oblast=Ivano-Frankivska&PHPSESSID=838b2e94154ded958a77c2a936586a94> (eingesehen am 24. August 2006).

- 53 Die Hinrichtung wird auch in dem unveröffentlichten Tagebuch von Viktor Petrykevych erwähnt, der während der deutschen Besatzung in Iwano-Frankiws'k und in Butschatsch lebte. Er erwähnt, dass die Hingerichteten möglicherweise Banderivtsy waren. Die sogenannten Banderivtsy (Banderowcy) Einheiten waren der OUN-B und der UPA verbunden und trugen große Mitschuld an der Ermordung von Juden und Polen in Galizien und Wolhynien. Ich danke Sofia Grachova dafür, mir bzgl. dieses Denkmals neueste Materialien und Fotos zur Verfügung gestellt zu haben, und dafür, dass sie für mich Passagen aus diesem außergewöhnlichen Tagebuch herausgesucht und übersetzt hat.
- 54 Siehe mehr zu diesem Massaker in: Pohl, *Judenverfolgung*, S. 144–147; Sandkühler, „*Endlösung*“, S. 150–152; Freundlich, *Die Ermordung einer Stadt*, S. 154–164; Avraham Liebesman, *With the Jews of Stanislawow in the Holocaust* (Hebräisch), trans. Yosef Cohen, Tel Aviv, Ghetto Fighters' House 1980, S. 22–31.

4. *Kosiv / Kosów / Kosov / Kosow*

Am Fuße der Karpaten gelegen, befindet sich die Stadt Kosiv ungefähr 110 km südöstlich von Iwano-Frankiw'sk und ziemlich nahe an der Grenze zur Bukowina. Als wir 2004 an einem warmen Junitag die Hauptstraße entlanggingen, trafen wir bald auf ein elegantes zweistöckiges Haus aus dem 19. Jahrhundert, das auf den zentralen Platz der Stadt ausgerichtet war. Die auf beiden Seiten des Haupteingangs angebrachten Tafeln weisen es als das Nationale Kunstmuseum aus, das den „Gebräuchen der Huzulen“ und dem „Kampf um die Befreiung der Huzul-Länder“ gewidmet ist.

Die im Museum dargebotenen Ausstellungsobjekte hatten allerdings wenig zu tun mit der ethnischen Gruppe der Hutsul, die diesen Teil der Karpaten bewohnte. Vielmehr ist es eine nationalistische Ausstellung, die die ortsansässigen Jugendlichen und zum Teil von Kindern und Säuglingen begleiteten jungen Paare in den engen Raum lockt. Der Museumswärter, ein älterer, drahtig und robust aussehender Mann, schwingt eine Rede. Der Raum ist den Freiheitskämpfern der Region, den Truppen der UPA, gewidmet. Die Wände sind bedeckt mit Fotos von jungen, gutaussehenden Kämpfern, die den hoffnungslosen Widerstand gegen die sowjetische Wiederbesetzung ihrer Länder 1944 aufrechterhielten. Die jugendlichen Besucher scheinen begeistert zu sein, und der alte Mann, offensichtlich ein Veteran der UPA, erzählt ihnen vom Opfer, das diese Märtyrer erbracht haben.

Die Männer auf den Fotos aber haben Uniformen der deutschen Armee an, tragen deutsche Waffen und halten deutsche Schäferhunde an den Leinen. Sie scheinen glücklich zu sein, „ihre Pflicht“ zu erfüllen, die, wie wir wissen, auch daraus bestand, auf „Judenjagd“ zu gehen und den Deutschen bei den örtlichen Massenerschießungen zu helfen. Auf einem der Fotos posiert die „Lvy (Löwen) Kompanie“ auf den Ufern der Strypa, die sich um die Stadt Butschatsch windet. Das Datum ist Juli 1944. Die bis auf die Zähne mit deutscher Ausrüstung bewaffneten Männer sehen aus, als seien sie begierig darauf, zur Tat zu schreiten. Das war gerade einmal sechzig Jahre vor meinem Besuch.

Als Jude – die Familie meiner Mutter verließ Butschatsch 1935 – wäre es mir in den Händen der „Lvy Kompanie“ oder irgendeiner anderen Einheit der UPA-Freiheitskämpfer sicherlich nicht gut ergangen. Die kleine Ausstellung in Kosiv beleuchtet keinen der dunkleren Aspekte des von der UPA geführten Kampfes um Unabhängigkeit, um Befreiung aus dem Joch der polnischen Herrschaft, der deutschen Besatzung, der sowjetischen Unterdrückung und – ihrer Ansicht nach – der jüdischen Ausbeutung und Kollaboration mit den Feinden und Unterdrückern der Ukraine. Auch hatten die jungen Besucher, die den Museumsraum anfüllten, wahrscheinlich keine Ahnung von den Verbrechen, die von dieser Organisation begangen worden waren, oder von der jüdischen Präsenz, die vor dem Krieg das Bild der Stadt prägte, in der die 1931 registrierten 2.400 jüdischen Bewohner die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachten. Es gibt wirk-

lich keinen einzigen Hinweis in der Stadt, der ihren gegenwärtigen Bewohnern deren Vergangenheit in Erinnerung rufen könnte. Der Museumswärter wusste sicherlich, was er und seine Kameraden während des Krieges getan haben. So auch die ältere Frau, die an einem Schalter saß, an dem Eintrittskarten verkauft wurden. Als wir gingen, fragte sie uns, ob wir wüssten, wem dieses Haus gehört hatte. Nein, antworteten wir etwas irritiert. Dies war das Haus des Rabbiners, stellte sie fest, wobei sie sich beinahe erleichtert darüber anhörte, dass sie endlich einmal diese Information los werden konnte.

Ich glaubte ihr nicht wirklich. Es schien allzu zynisch, eine Ausstellung für die Mörder der Juden in dem Haus eines Rabbiners zu beherbergen. Aber als ich im Gedenkbuch der Stadt Kosiv nachschaute, fand ich dort einen handgezeichneten Stadtplan, in dem die Stelle eingezeichnet war, wo das Haus des Rabbiners gestanden hatte – genau dort, wo sich heute das Museum befindet.⁵⁵ Am zentralen Platz der Stadt, gegenüber dem Rabbinerhaus, steht das dreistöckige Rathaus; dessen hellrote Dachziegel sich hart vom Grün eines steilen bewaldeten Hügels abheben, vor dem Gebäude die weiße Skulptur einer das Kind Jesus in den Armen haltende Maria. Von der einst wegen ihrer Pracht berühmten Großen Synagoge, die auf der linken Seite des Rathauses stand, ist keine Spur mehr zu entdecken. Rechts von dem Rathaus erhebt sich ein weiterer steiler, grüner Hügel. Sieht man genauer hin, entdeckt man, dass er mit Hunderten von Grabsteinen übersät ist, die zumeist halb von Gestrüpp verdeckt oder in den Erdboden eingesunken sind. Das ist der einzig erhaltene Beweis von der jüdischen Vergangenheit der Stadt. Nach und nach wird auch er von der Erde verschlungen, bis dahin dient er als fruchtbare Weide für die Ziegen des Ortes.

Die Ziegen waren im 19. Jahrhundert in Kosiv neben den Produkten einer florierenden Gerberei-Industrie und in der Umgebung gewonnenen Salz das hauptsächliche Handelsgut. Juden haben in der Stadt seit dem frühen 17. Jahrhundert gelebt und hielten sich bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein streng an die religiösen Gesetze.⁵⁶ Im Anschluss an die 1928 abgehaltenen ersten Stadtratswahlen kamen die drei ethnischen Hauptgruppen darin überein, dass die Juden die Hälfte des Stadtrates stellen sollten. Gegen Ende der Zwischenkriegsperiode stellten die Zionisten die stärkste politische Stadtfraktion dar. Säkulare Erziehung, insbesondere für Mädchen, setzte sich immer mehr durch, und die Ausweitung kultureller Aktivitäten, Sportvereine, Jugendgruppen und politischer Organisationen bezeugte die schnelle Transformation

55 G. Kresel, L. Olitski (Eds.), *Yizkor Book of Kehilat Kosow (Kosow Huculski)* (Hebräisch und Jiddisch), Tel Aviv, Hamenora 1964, nach der Titelseite eingefügter, gefalteter Stadtplan; einzusehen in: <http://yizkor.nypl.org/index.php?id=2312> (eingesehen am 24. August 2006).

56 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf: Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 481–486. Siehe auch: Yehoshua Gertner, Danek Gertner, *The House is No Longer There: The Destruction of the Jews of Kosów and Żabie* (Hebräisch), trans. Rinat Kahanov, Jerusalem, Yad Vashem 2000.

dieser streng religiösen Gemeinde, die in der Vergangenheit mehrere wichtige chassidische Persönlichkeiten hervorbrachte.

Im Herbst 1939 wurde Kosiv von jüdischen Flüchtlingen aus dem deutsch besetzten Polen überflutet. Nur wenige junge Juden schafften es, zu fliehen, als die Sowjets 1941 den Rückzug antraten. Die Stadt war anfänglich von den Ungarn besetzt worden, die eine Reihe von anti-jüdischen Maßnahmen verfügten. Im September kam Kosiv unter deutsche Kontrolle; von den Besatzern und der ortsansässigen ukrainischen Bevölkerung ausgeübte Gewalttaten nahmen zu. Mitte Oktober 1941 wurden ungefähr 2.200 Juden – mehr als die Hälfte der Gemeinde – unter aktiver Beteiligung der ukrainischen Miliz und der ortsansässigen Bevölkerung in zwei großen Gräben auf einem Hügel jenseits des Flusses erschossen. Im Frühjahr 1942 wurden ungefähr 700 Juden in das Ghetto bei Kolomyia verbracht. Auch die übrige Gemeinde wurde in ein Ghetto gesperrt. Im September wurden ungefähr 150 Juden in der Stadt erschossen und weitere 600 nach Belzec transportiert. Die letzten Überlebenden wurden im November 1942 nach Kolomyia deportiert und Kosiv daraufhin für *Judenrein* erklärt. Einige Juden wurden von einem nicht-jüdischen Nachbarn versteckt, aber viele andere wurden gejagt und von der ortsansässigen Bevölkerung ermordet. Über diese Ereignisse ist im gegenwärtigen Kosiv nichts zu erfahren.

5. Butschatsch / Buczacz / Bitschutsch

Unser Weg führt nun in nordöstlicher Richtung nach Butschatsch. Auf einer gewundenen Schotterstraße fahren wir das Tal der Strypa entlang. Mein ukrainischer Helfer bemerkt, dass um die Wende des vorigen Jahrhunderts mein Urgroßvater – ein Grundverwalter der adeligen Potocki-Familie im nahegelegenen Solotji Potik (Potok Zloty) – auf derselben Straße gereist sein muss. Es ist ein ruhiger und friedvoller Nachmittag. Die Strypa fließt genau wie all die Jahrzehnte zuvor weiterhin langsam auf den Dnister (Dnjestr) zu.⁵⁷

57 Ich schreibe gerade an einer Geschichte von Butschatsch. Die Bibliographie ist zu umfangreich, um hier vorgestellt werden zu können. Für Literaturhinweise siehe: Omer Bartov, „Seeking the Roots of Modern Genocide: On the Macro- and Microhistory of Mass Murder“, in: *The Specter of Genocide: Mass Murder in Historical Perspective*, ed. Robert Gellately, Ben Kiernan, Cambridge, Cambridge University Press 2003, S. 75–96; Omar Bartov, „Les relations interethniques à Buczacz (Galicie orientale) durant la Shoah selon les témoignages d’après guerre“, in: *La Destruction des confins*, S. 47–67. Siehe auch: Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 83–89; Yisrael Kohen (Ed.), *The Book of Buczacz* (Hebräisch), Tel Aviv, Am Oved 1956, einzusehen in: <http://yizkor.nypl.org/index.php?id=1854> (eingesehen am 24. August 2006), englische Übersetzung in: <http://www.jewishgen.org/Yizkor/buchach/buchach.html> (eingesehen am 24. August 2006). Weitere Informationen und Quellen in: http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Suchostaw/sl_buczacz.htm (eingesehen am 24. August 2006). Unter den Memoiren siehe: Pesach Anderman, *The Strength of Life: Being Human* (Hebräisch), Ramat Gan, Te’omim 2004; Mordechai Halpern, *A Family and a City: In Prosperity and in Ruin* (Hebräisch), Tel Aviv, Traklin 2003; Etunia Bauer Katz, *Our Tomorrows Never Came*, New York, Fordham University Press 2000; Mina Rosner, *I am a wit-*

Juden lebten in dem im 14. Jahrhundert gegründeten Ort mindestens seit 1500. Im Verlauf der im 17. Jahrhundert geführten Kriege wurde die Stadt schwer beschädigt. Später jedoch erlangte sie einen gewissen Ruhm und zwar aufgrund ihrer Synagoge (1728), ihrem eleganten Rathaus (1751), ihrer Kirchen, ihres Basilianer-Klosters, der Ruine einer Renaissance-Festung und aufgrund ihres bemerkenswerten Standorts auf den sich über der gewundenen Strypa erhebenden Hügeln. Am Vorabend des I. Weltkriegs zählte Butschatsch über 14.000 Einwohner, von denen die Hälfte Juden und der Rest Polen oder Ukrainer waren. Während der Kampfhandlungen war die Stadt verwüstet und ihre Bevölkerung auf die Hälfte reduziert worden. In der Zwischenkriegsperiode erholte sich die Stadt nach und nach: Den Schätzungen zufolge lebten bei Ausbruch des II. Weltkriegs ungefähr 10.000 Juden in der Stadt.

Die Deutschen besetzten Butschatsch Anfang Juli 1941 und ermordeten kurz darauf mehrere hundert „Intellektuelle“ auf dem nahegelegenen Fedir (Fedor) Hügel. Bei der ersten massiven *Aktion* im Oktober 1942 wurden ungefähr 1.600 Juden nach Belzec transportiert und 200 von den Deutschen und deren ukrainischen Kollaborateuren auf der Stelle erschossen. Im November wurden weitere 2.500 nach Belzec verbracht und 250 verfolgt und erschossen. In dem gegen Ende 1942 errichteten Ghetto brachte man auch Juden aus umliegenden Städten unter. Im Februar 1942 wurden ungefähr 2.000 Juden erschossen und in Massengräbern auf dem Fedir Hügel begraben. Die Mordaktionen wurden das ganze Frühjahr über fortgesetzt und kosteten 3.000 Menschen ihr Leben. Im Juni 1943 wurden die letzten verbleibenden Mitglieder der Gemeinde auf dem jüdischen Friedhof zusammen mit den Insassen des Arbeitslagers der Stadt erschossen. Als die Stadt im März 1944 befreit wurde, kamen bemerkenswerterweise ungefähr 800 Juden aus ihren Verstecken hervor, doch wurden die meisten Überlebenden im Anschluss an einen deutschen Gegenangriff ermordet. Als die Rote Armee im Juli zurückkam, waren in der Gegend nur noch 100 Juden am Leben. Zu diesem Zeitpunkt richtete sich eine massive ethnische Säuberung gegen die polnische Bevölkerung und bereitete polnischem Leben und polnischer Kultur hier wie anderswo in Galizien schließlich ein Ende.

Heute ist Butschatsch eine ethnisch homogene Stadt. Ihre Erinnerung an die Vergangenheit entspricht ihrer ethnischen und religiösen Identität. Nur einzelne Menschen erinnern sich noch an die Ereignisse während des Krieges, aber im kollektiven Gedächtnis der Stadtbewohner kommen nicht-ukrainische Mitbe-

ness, Winnipeg, Hyperion Press 1990; Mali Karl, *Escape a la Vida*, Lima, Imprenta Charito E.I.R.L. 1989; Alicia Appleman-Jurman, *Alicia: My Story*, Toronto, Bantam Book 1988. Über drei der bekanntesten Söhne der Stadt siehe: Dan Laor, *S. Y. Agnon: A Biography* (Hebräisch), Tel Aviv, Schocken 1998; Hella Pick, *Simon Wiesenthal: A Life in Search of Justice*, London, Weidenfeld & Nicolson 1996; Samuel Kassow, „A Stone Under History's Wheel: The Story of Emanuel Ringelblum and the *Oneg Shabes* Archive“, in: <http://yiddishbookcenter.org/pdf/pt/43/PT43ringelblum.pdf> (eingesehen am 24. August 2006).

wohner und deren Vernichtung nicht vor. Auch wird man vergeblich nach einem offiziellen Hinweis auf die reiche jüdische Vergangenheit der Stadt suchen. Von der Großen Synagoge, die auf einer deutschen Luftaufnahme vom April 1944 noch zu sehen ist, gibt es keine Spur mehr, und ihr ehemaliger Standort dient heute als Marktplatz. Oresta Synen'ka, eine Bewohnerin der Stadt, deren Vater in Butschatsch zwischen 1945 und 1950 als Aufseher einer Baubrigade gearbeitet hatte, berichtete im März 2006, dass die Synagoge während der Kampfhandlungen stark beschädigt worden war. „Es machte keinen Sinn, die Synagoge zu renovieren“, sagte sie, „so sehr haben sie sie zerstört. 1950 wurde sie abgerissen.“⁵⁸

Das Lehrhaus (Beit Hamidrasch), das an die Synagoge anschloss, wurde trotz der Proteste israelischer Touristen, die den Abbruch fotografierten, 2001 abgerissen. Auf dem jüdischen Friedhof, auf dem Baschty Hügel gelegen, von dem aus man die ganze Stadt überblicken kann, sind immer noch einige Grabsteine erhalten, unter ihnen auch der des Vaters des Schriftstellers Schmuël Agnon. Der älteste Grabstein geht auf das Jahr 1587 zurück.⁵⁹ Aber nirgends in der Stadt wurden Schilder angebracht, die die Besucher auf diesen Ort, an dem Tausende von Juden erschossen wurden, hinweisen könnten. Ein Denkmal, das dort nach dem Krieg errichtet worden war, ist spurlos verschwunden.

Ähnlich trägt auch das schöne Gymnasium, das im späten 19. Jahrhundert erbaut wurde, keine Gedenktafel, die an die zahlreichen jüdischen und polnischen Schüler erinnern könnte, die von den Sowjets deportiert oder von den Deutschen und ukrainischen Kollaborateuren und Nationalisten ermordet wurden. Dagegen erinnert im Inneren der Schule eine Gedenktafel an die ukrainischen Schüler, die von den sowjetischen Behörden festgenommen worden waren.⁶⁰ Eine weitere, am Tor der Schule angebrachte Gedenktafel weist darauf hin, dass die Schule nach dem in der Grafschaft Butschatsch 1871 geborenen Wolodymyr Hnatiuk, einer für die Renaissance der ukrainischen Kultur bedeutenden Persönlichkeit, benannt ist.⁶¹ Obgleich der vor kurzer Zeit verstorbene „Nazi-Jäger“ Simon Wiesenthal in Butschatsch geboren wurde und in den

58 Das Interview mit Oresta Synen'ka und ihrem Ehemann Iwan Synen'kyi wurde von Sofia Grachova und Andriy Pawljuschuk am 2. März 2006 in Butschatsch geführt.

59 Michael Nosonovsky, *Hebrew Epitaphs and Inscriptions from Ukraine and Former Soviet Union*, Washington, D.C., Ausdruck des PDF Dokuments, das vom Autoren zur Verfügung gestellt wurde, 2006, S. 25. Siehe auch http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Suchostaw/sl_buczacz.htm (eingesehen am 24. August 2006).

60 Nach Aussage Petro Pasitschnyky (geb. 1923), der von Sofia Grachova und Andriy Pawljuschuk am 3. März 2006 in Butschatsch interviewt wurde. Ich selbst war nicht in der Lage, das Gymnasium zu betreten, um die Information auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen.

61 Siehe: <http://www.lvivbest.com/Sections+index-req-viewarticle-artid-140-page-1.html> (eingesehen am 24. August 2006).

zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts das örtliche Gymnasium besucht hatte, wird er dort nicht erwähnt.⁶²

Begeht man den bewaldeten Fedir Hügel, kann man ohne die Hilfe eines örtlichen Fremdenführers die Massengräber der Juden der Stadt oder das dort einsam stehende Denkmal nicht finden. Das Denkmal – eine einfache grabsteingroße Konstruktion, die an die Opfer der ersten *Aktion* erinnert – trägt folgende Inschrift allein in ukrainischer Sprache: „Hier ruhen 450 Menschen, die von den deutschen Henkern am 27. August 1941 getötet wurden.“⁶³ Zwar ist auf dem Stein ein Davidstern eingemeißelt, aber die Identität der Opfer findet keine Erwähnung. Die meiste Zeit der kommunistischen Ära über lag der Stein zerbrochen auf dem Waldboden. Erst in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde er durch den in Rente gegangenen Beamten Roman Antoschkiw und den jüdischen Leiter der Landwirtschaftsschule erneut auf dem Fedir Hügel aufgestellt.⁶⁴

Dagegen ist das Denkmal für die UPA-Kämpfer der Stadt – ein großes Kreuz, erhöht durch einen runden Erdwall, auf der Spitze des Fedir Hügels – von weitem zu sehen. Die am Fuße des Kreuzes angebrachte Gedenktafel ist mit folgenden gereimten Zeilen beschriftet: „Ruhmreiche Helden, die [im Kampf] um Freiheit gefallen sind; Heilige Ritter, hört dies in euren Gräbern: Wir schwören, bei euren Gräbern, die Freiheit der Ukraine zu wahren.“ Dieses Denkmal, errichtet, nachdem die Ukraine zum unabhängigen Staat geworden war, ist die nationalistische Antwort auf das Denkmal aus der Sowjet-Ära, das sich auf demselben Hügel befindet, eine übergroße Statue eines Soldaten der Roten Armee, mit der folgenden Inschrift und den Daten 1941–1945: „Ewige Erinnerung an die gefallenen Helden.“ Dieses Denkmal ist einzig dem Ereignis des „Großen vaterländischen Krieges“ gewidmet. Damit schließt es den ukrainischen Widerstandskampf gegen die Sowjets aus und leugnet sogar dessen Legitimität, auch wenn ihm 1991 ein Kreuz beigegeben worden ist.

Im Butschatsch der post-sowjetischen Ära wurde auch ein UPA-Museum eingerichtet. Es befindet sich in den ehemaligen Büroräumen der NKWD und wird von Oresta Synen'ka geleitet, die oben zitiert wurde. Sie widmet sich der Aufgabe, die Erinnerung an die örtlichen ukrainischen Freiheitskämpfer und an die Opfer der NKWD zu bewahren. Eines dieser Opfer war ihr Ehemann, Iwan Synen'kyi.⁶⁵ Ein weiteres Denkmal wurde schließlich auf dem Hof der

62 Pick, *Simon Wiesenthal*, S. 42–43.

63 Schätzungen der Anzahl der Menschen, die in der sogenannten „Registrationsaktion“, ermordet worden waren, schwanken zwischen 350 und 700.

64 Ich interviewte Roman Antoschkiw in Butschatsch am 21. Juni 2004. In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts geboren, erinnert Antoschkiw die Deportation der Juden aus seinem Dorf in der Nähe von Butschatsch. Seine Mutter, sagte er, arbeitete für die Juden und konnte deshalb „zwischen guten und schlechten Juden unterscheiden“. Antoschkiw hat auch Geld gespendet für die Errichtung des neuen Bandera Denkmals (siehe unten).

65 Siehe Anm. 57. Ich danke Sofia Grachova dafür, dass sie die Gedenkstätten und das Museum fotografiert, die Texte übersetzt und die Interviews geführt hat. Oresta Synen'ka erwähnte

griechisch-katholischen St.-Nikolas-Kirche errichtet. Die Kirche steht auf einem Hügel, von dem aus das Stadtzentrum zu überblicken ist. Im März 2003 war das einfache Holzkreuz, das an den 60. Jahrestag der 1933 von den Sowjets verursachten Hungersnot in der Ukraine erinnert, mit einem Strauß frischer Blumen dekoriert.

Nur in dem am Hauptplatz der Stadt gelegenen bescheidenen Museum findet sich eine Bezugnahme auf die einstige Präsenz der Juden in Butschatsch. Die wenigen Glasvitritten, in denen zumeist von israelischen Touristen gespendete Bücher und Fotografien von Agnon zur Schau gestellt werden, geben diesem Raum allerdings eine geisterhafte Erscheinung, da die Gegenwart des Jarmulke-tragenden Autoren der hebräischen Literatur in einer ansonsten rein ukrainischen Stadt ohne jeglichen Kontext bleibt. Aber die späte Entdeckung dieses berühmt gewordenen ehemaligen Bewohners der Stadt veranlasste deren Verwaltung dazu, die Straße, in der er gelebt hatte, neu zu benennen. Eine 2003 an der Agnon Straße 5 angebrachte Marmortafel sollte den Wohnsitz des Autoren – nun ein verfallenes Gebäude – kennzeichnen, wurde allerdings kurz darauf gestohlen und durch ein Holzgerahmtes Schild ersetzt, auf dem steht: „In diesem Haus lebte in den Jahren 1888–1907 der mit dem Nobelpreis (1966) ausgezeichnete Schriftsteller Schmuël Josef Agnon (Chachkes), 17. Juli 1888 – 17. Februar 1970.“ Nur in ukrainischer Sprache verfasst, wird in dieser Inschrift vermieden, die jüdische Identität des Autors oder die Sprache, in der er schrieb, zu erwähnen. Auch hinderte die Wiederentdeckung Agnons dessen Heimats-tadt nicht daran, das Lehrhaus abreißen zu lassen, das in seinen umfangreichen Schriften über Butschatsch eine herausragende Rolle spielt.⁶⁶

Jede andere Gelegenheit, an jüdisches Leben und Sterben in Butschatsch zu erinnern, wurde bisher nicht genutzt. So ist weder an der teilweise reno-

in ihrem Interview, dass man auf dem Fedir Hügel noch immer die Knochen der ermordeten Juden sehen könne, wohl weil die Gräber nicht tief genug sind. Sie merkte hierzu an: „Ich habe den Bürgermeister wie auch den Leiter der Fachhochschule [wahrscheinlich der auf dem Hügel gelegenen Landwirtschaftsschule] viele Male gebeten: Schnappt euch ein paar Studenten der Fachhochschule und lasst sie etwas Erde über die Gräber schütten. Da liegen Menschen herum, egal wer sie auch waren.“ Iwan Synen'kyi wurde 1925 in Butschatsch geboren und war wohl von 1944 an Mitglied der UPA. Er machte Aufnahmen von Sowjet-Agenten, die dann den UPA Einheiten im Wald übergeben wurden. Am 14. Mai 1946 wurde er festgenommen und verbrachte zehn Jahre in sowjetischen Lagern. Siehe auch: „The testimony of Iwan Iosypowytch Synen'kyi“, aufgenommen für das *Poschuk Archiv*, 29. Oktober 2004.

- 66 Agnons Roman, *Nur wie ein Gast zur Nacht*, aus dem Hebräischen von Karl Steinschneider) Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag 1993, enthält, retrospektiv gesehen, tragische Passagen, in denen der Autor, der Butschatsch 1930 besuchte, aus den Fenstern des Studierhauses aus auf den Fedir Hügel schaut, wo die Gemeinde zehn Jahre später ermordet werden wird, wobei er sich an Familienpicknicks und Rendezvous verliebter Paare erinnert, die dort vor dem I. Weltkrieg stattgefunden hatten. Agnon's posthum veröffentlichtes Buch, *Die ganze Stadt*, ist eine breitangelegte Sammlung von Erzählungen, Legenden und historischen Berichten über das jüdische Leben in Butschatsch, das sich vor allem im Umkreis der vielen Synagogen der Stadt abspielte.

vierten örtlichen Polizeistation, in der auch das Gefängnis war, von dem aus Tausende zur Exekution auf den Fedir Hügel geführt wurden, eine Gedenktafel angebracht; noch am christlichen Friedhof, auf dem der Unternehmer Manko Szwierszczak zwei Jahre lang tapfer einige Juden in einer Krypta versteckt hielt, denen er später dann unter seinem Haus Unterschlupf gewährte;⁶⁷ noch an der Eisenbahnstation, von der aus ungefähr 5.000 Juden nach Belzec deportiert wurden; noch am Eisenbahntunnel, der von den Sowjets in die Luft gesprengt wurde und unter den Nazis von jüdischen Sklavenarbeitern, von denen die meisten dabei umkamen, wiedererbaut wurde; noch an dem Ort, an dem das jüdische Krankenhaus gestanden hatte, das einst das modernste in der Region war und Schauplatz eines grässlichen von den Deutschen verübten Mordes wurde.

In Butschatsch erfährt die Erinnerung aber zugleich auch eine Renaissance. Die Stadt lässt zurzeit ein Denkmal für Stepan Bandera auf einem Hügel jenseits der Strypa erbauen, das trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage von Bürgern der Stadt mitfinanziert wird. Im Januar 2006 feierte Butschatsch mit patriotischen Reden und einer Aufführung des Frauenchors den 97. Geburtstag Banderas.⁶⁸ Dieses nationale Ereignis fand in dem Gebäude statt, das zuvor den polnischen Turn- und Kulturverband Sokół (Falke) beherbergte und vor dem Krieg auch jüdischen und ukrainischen Gruppen Raum bot. Aber heute bezieht man sich mit keinem Wort auf eine einstige Zusammenarbeit der verschiedenen Volksgruppen und benannte das elegante, 1905 erbaute Gebäude schonungsvoll „Kreis-Kultur-Haus“.

Dagegen erregen Versuche, an das Schicksal der Juden von Butschatsch zu erinnern, Bestürzung bei den heutigen Bewohnern. Im Mai 2005 wurde auf dem jüdischen Friedhof das Fundament für ein Denkmal gelegt. Ein Ortsbewohner klagte darüber, dass die ausländischen Juden, die Bürgermeister Overka darum gebeten haben, das Fundament zu legen, ihn niemals für die Arbeit bezahlt hätten. Dann fügte er hinzu, dass das Geld, das sie angeboten hätten, um einen Zaun um die Massengräber auf dem Fedir Hügel zu ziehen, nicht ausreichen und der Zaun wegen des Metalls sowieso gestohlen werden würde.⁶⁹ Der Zaun wurde nicht gebaut und das Denkmal, das nun an isolierter und nicht gekennzeichnete Stelle über einem Massengrab hinter dem Friedhof errichtet wurde, ist so schlecht gearbeitet, dass es schon im Frühjahr 2007 Zeichen des

67 Mordecai Paldiel, *The Path of the Righteous: Gentile Rescuers of Jews during the Holocaust*, Hoboken, N.J., Ktav 1992, S. 191–193.

68 Siehe: http://buchach.com.ua/?mhnews_id=206&mhnews_newsId=7310&mhnews_page=1 (eingesehen am 25. August 2006). Unter den Sprechern war die Direktorin des Bandera Denkmals (Gesellschaft), Oresta Synen'ka. Über die Reden wurde gesagt, sie seien: „schön und ernst [...] gewesen, voller im Herzen empfundener Gefühle, voller Gedanken an die Gestalt Stepan Banderas in der Geschichte unseres Vaterlandes und der Region und an seine enorm wichtige Rolle in der Ausgestaltung ukrainischen Selbstbewusstseins, nationalen Geistes und dem Streben nach Freiheit und Selbstbestimmung.“

69 Interview mit Mykola Kosak, das am 2. März 2006 von Sofia Grachova in Butschatsch geführt wurde.

Verfalls aufwies. Unterdessen werden immer noch Grabsteine entwendet, und das Friedhofsgelände wird von Hühnern durchstreift, die den Abfall aufpicken, den Leute auf die Erde geworfen haben.⁷⁰

Aber andere, zukunftsorientiertere Arbeit wird in Butschatsch geleistet. Das schon vor dem Krieg bestehende Hotel der jüdischen Familie Anderman wurde zwar endlich renoviert, dient jedoch nun als Bankgebäude. Ein anderes Hotel wird Fremden nicht empfohlen. Das gegenwärtige Butschatsch hat heute weniger Unterkünfte für Touristen anzubieten, als dies 70 Jahre zuvor der Fall war. Dazu passt, dass sich die Bewohner der Stadt noch immer scheuen, den wenigen Touristen, die durch die Stadt reisen, die Zeugen ihrer Vergangenheit zu zeigen.

Im März 1935 erhielt mein Großvater mütterlicherseits das Zertifikat, das ihm erlaubte, nach Palästina einzuwandern. Meine elfjährige Mutter, ihre Eltern und ihre zwei Brüder erreichten den Hafen von Haifa im Dezember desselben Jahres. Von einer komfortablen bürgerlichen Existenz stiegen sie auf den Status einfacher Arbeiter ab. Meine Mutter war die erste in ihrer Familie, die einen Universitätsabschluss erlangte. Abgesehen von einem Onkel, der auch 1935 Butschatsch verließ, sind die übrigen Mitglieder der weitverzweigten Familie spurlos verschwunden. Niemand weiß, wie sie ermordet wurden oder wo ihre Leichen begraben sind. Ich bin das einzige Mitglied meiner Familie, das jemals nach Butschatsch zurückgekommen ist. Zur Zeit meines Besuches dort war meine Mutter schon verstorben. Sie hatte liebevolle Erinnerungen an ihre Kindheit und nahm sie mit ins Grab, ohne gesehen zu haben, dass die Vergangenheit in den Nachkriegsjahren erbarmungslos ausgeradiert wurde.

6. *Ternopil' / Tarnopol / Ternopol*

Nordöstlich von Butschatsch und ungefähr 130 km östlich von L'viv liegt an dem Fluss Sereth die Stadt Ternopil', die Hauptstadt von Ternopil' Oblast' und mit ihren 221.000 Einwohnern 2004 die zweitgrößte Stadt Ostgaliziens.⁷¹ Ternopil' ist eine elegante Stadt, welche die zumeist seit dem Zusammenbruch des Kommunismus restaurierten Überreste ihrer einstigen Pracht stolz zur Schau stellt. Andere, an ihre Vergangenheit erinnernde Elemente sind spurlos verschwunden.

In der Tat scheint es in Ternopil' große Befürchtungen zu geben, bestimmte Aspekte der Stadtgeschichte offenzulegen. Der Direktor der Stadtarchive, zum Beispiel, schien in Sorge, dass ich eventuell Informationen über gestohlenen jüdisches Eigentum suchen könnte, auf deren Basis dann Forderungen gestellt würden – eine Sorge, der auch ein örtlicher Taxifahrer Ausdruck gab –, oder aber dass ich Dokumente über ukrainische Kollaboration mit den Nazis entdecken

70 Fotos können auf folgender Website eingesehen werden:
<http://www.shtetlinks.jewishgen.org/Suchostav/Buchach/BuchCemIndex.html> (eingesehen am 25. August 2006).

71 <http://en.wikipedia.org/wiki/Ternopol> (eingesehen am 25. August 2006).

könnte. Letztere waren tatsächlich in den Katalogen aufgeführt, aber es dauerte weitere drei Jahre, sie aus dem Archiv herauszuholen.⁷²

Angesichts der Befürchtungen, dass dunkle Seiten der Vergangenheit, entdeckt werden könnten, mag es nicht verwundern, dass im März 2003 eine der führenden Zeitungen der Stadt, *Ne Zdamos'* (Wir werden uns nicht ergeben), einen von ihrem Herausgeber, Jaroslaw Demydas, geschriebenen und „Jüdisches Pogrom“ betitelten Leitartikel veröffentlichte.⁷³ Die lange Geschichte der Unterdrückung und Ermordung von Ukrainern durch die Juden, so wird dort argumentiert, sei nun in die korrupte und kriminelle Verwaltung Leonid Kutschma in Kyiv gemündet – in der Westukraine geradezu verabscheut, wird Kutschma in weiten Kreisen für jemanden gehalten, der unter jüdischem Einfluss stand. Im Weiteren sucht der Verfasser des Artikels dann das „aufzudecken“, wovon er behauptet, es seien die verborgenen Wahrheiten über die Vergangenheit der Ukraine.⁷⁴

Es ist lehrreich, einige der dreisten antisemitischen Stellungnahmen aus dieser weit verbreiteten Ternopil'er Zeitung zu zitieren, um zu illustrieren, in welchem Ausmaß sich in dieser Region verwirrte Vorstellungen, Lügen und Ignoranz noch immer behaupten. So bemerkt Demydas, dass in der Vergangenheit, angeblich unter den Kommunisten,

uns Internationalismus und eine achtungsvolle Haltung gegenüber anderen Völkern beigebracht wurden. In Wahrheit aber wurden wir ermutigt, unsere eigene Nation zu miss-

72 Hierfür bin ich meinem deutschen Forschungsassistenten, Dr. Frank Grelka, zu Dank verpflichtet. Bei den Dokumenten handelt es sich um: State Archives of the Ternopil' Region, fond R-279, opys 1, sprava 1; fond R-274, opys 1, sprava 123; fond P-1, opys 1, sprava 608; fond P-69, opys 1, sprava 1–2, 8, 17, 19, 31, 35–37, 38–40, 47.

73 Jaroslaw Demydas, „Zhydivs'kyi Pogrom,“ in *Ne Zdamos'*, Nr. 3, März 2003, S. 1, 7; siehe auch <http://www.nezdamosia.te.ua/modules.php?name=News&file=article&sid=33> (8. April 2003, eingesehen am 25. August 2006). Das Wort „zhydivs'kyi“ wird in der West-Ukraine allgemein benutzt, wird aber in anderen Teilen der Ukraine und in Russland, wo der Standardbegriff für Jude „jevrei“ lautet, für herabsetzend gehalten (und entspricht insofern „Jud“). Strittig ist, ob der galizische Begriff „zhydy“ eine absichtlich herabsetzende Bedeutung hat, die als solche traditionelle und weiterhin bestehende lokale antisemitische Einstellungen widerspiegelt, oder ob es sich um eine neutrale, dem polnischen „ydzi“ verwandte Bezeichnung handelt. Manche sind der Meinung, dass ukrainische Galizier „jevrei“ für herabsetzend halten, da es sowjetische Juden und russischen/sowjetischen Einfluss konnotiert. Als jedoch in L'viv alte jüdische Straßennamen erneuert wurden, wurde beschlossen, den ursprünglichen Namen Staroshidiw'ska (Alte Jüdische) Straße in Starojevreis'ka Straße umzuwandeln, um so „zu vermeiden, jüdische Menschen zu beleidigen“. Siehe: Hrytsak, Susak, „Constructing a National City,“ S. 156.

74 Leonid Kutschma war zwischen 1994 und 2005 Präsident der Ukraine. Seine Präsidentschaft endete mit der Orangen Revolution, die Viktor Juschtschenko unter massiver Unterstützung der West-Ukraine an die Macht brachte. Doch Viktor Janukowytsch, Vorsitzender der „Partei der Regionen“ und unter Kutschma in den Jahren 2002–2004 Ministerpräsident der Ukraine, führte seine Partei in den im März 2006 abgehaltenen Parlamentswahlen zum Sieg. Er erhielt im Gegensatz zu den von Juschtschenko's Blockpartei „Unsere Ukraine“ erreichten 14 Prozent 32 Prozent der Stimmen. Folglich wurde Janukowytsch im August 2006 von Präsident Juschtschenko zum Ministerpräsidenten ernannt.

achten. Diejenigen, die für die Ukraine kämpften, wurden als „Banditen“ bezeichnet. Über das Leiden der Ukrainer wurde kein Wort verloren, weil in dieser verfälschten Geschichte es die Juden waren, die am meisten litten. Deshalb hatten sich andere Nationen vor ihnen zu bücken, in ihrer Schuld zu stehen, sich vor ihnen zu fürchten.⁷⁵

Perverserweise, um Demydas' Sichtweise widerzugeben,

war es unmöglich, sich nicht vor ihnen zu fürchten, war doch jeder hohe Sowjet-Beamte selbst Jude oder aber mit einer jüdischen Frau verheiratet, und fand doch jeder von ihnen in Stalins Gestapo [der NKWD], in der es von Juden wimmelte, ein offenes Ohr [...] Heute liegt klar auf der Hand, dass dieses Sowjet-Regime von jüdischen Magnaten konzipiert und errichtet wurde und dass Juden alle Schlüsselpositionen einnahmen.⁷⁶

Konsequenterweise nahmen die Juden bald

Exekutivpositionen in den Volkskommissariaten ein, schwammen im Blut in den Hauptquartieren der Geheimpolizei und schlangen Äxte, Brecheisen, Bayonette und Gewehre in „Schlachthöfen“ und „Schlachtkammern“. Sie umstellten die Ukraine mit einem Korдон von Kommissaren und begannen dann zu schlachten und zu plündern. Sie schnappten den Kindern das letzte trockene Stück Brot weg und nahmen den Erwachsenen die letzte, noch verbliebene Hoffnung. Diejenigen, die überlebten, wurden zu Gräbern gekarrt und lebendig begraben. Alles im Namen der „leuchtenden Zukunft“. Juden [...] bereicherten sich auch und lebten in Luxus, indem sie Ukrainern für eine Handvoll Hafergrütze oder für ein paar Kartoffeln die letzten Familienandenken wegnahmen. Sie nahmen den Ukrainern all ihr Gold und bereicherten sich selbst um den Preis von Blut und Tod.⁷⁷

Dieses Vorgehen ist nicht allein auf individuelle Habgier zurückzuführen, sondern vielmehr auf das nationale Wesen der Juden und auf deren ideologische Beweggründe:

Denn das ist der zionistische Beruf: als Parasiten zu handeln, auszubeuten und zu rauben. Diese Bestien in menschlicher Gestalt haben sieben Millionen Ukrainer ins Grab gebracht [eine Anspielung auf Stalins staatsgelenkte Hungersnot zwischen 1932–1933] und begruben so die Zukunft der Ukraine. Die Zionisten wollten die Welt beherrschen und beabsichtigten, unser reiches Land in einen Brückenkopf für ihre Eroberungen zu verwandeln [...] Obstgärten und Holzhütten wurden verwüstet, und Unkraut verheerte die einst fruchtbare schwarze Erde. „Ein Stückchen Brot!“, flehte ein kleines Kind und brach dann tot zusammen. Ja, jüdische Kommissare waren berüchtigt für ihre außergewöhnliche Erbarmungslosigkeit und Grausamkeit!⁷⁸

Nachdem die Ukraine schließlich vom bolschewistisch-jüdischen Joch befreit worden war, führten die Juden ihr dreckiges Geschäft unter anderen Vorzeichen fort. Ein weiteres Mal „nahmen sie uns unsere Wirtschaft weg; sie trampelten auf unseren Menschenrechten herum und luden uns ein neues Joch der Unge-

75 Jaroslaw Demydas, „Zhydivs'kyi Pogrom“,

76 Ebd.

77 Ebd.

78 Ebd.

rechtigkeit“ auf im Bündnis mit ihren „Blutbrüdern“, den russischen „Juden-Oligarchen“:

Jüdisches Geld kaufte alle Fernsehkanäle auf, die jetzt, genau wie in den alten [sowjetischen] Zeiten, Lügen verbreiten über die Schuld der Ukrainer gegenüber den Juden. Sie lügen auf unverschämte und gemeine Art! Dem historischen Beweismaterial entgegen machen sie die Ukrainer zu den „größten Antisemiten“. Sie raubten uns bis auf die Knochen aus und bauen nun in der Ukraine eine „Zivilgesellschaft“ auf. Baut euch selbst eine in Israel auf! Selbst wenn man sich vor den Unterdrückern in den Staub würfe, würde man weder auf Mitleid noch auf Mitgefühl noch auf Verständnis stoßen! Daraus ist nur eine Schlussfolgerung zu ziehen: nichts kann die Juden dazu bringen, die Ukrainer vom Stigma, die „größten Antisemiten auf der Welt“ zu sein, zu befreien. Selbst wenn wir den Israeliten alle Reichtümer der Ukraine gäben, beließen sie uns weiterhin mit diesem Stigma. Könnten sie den letzten Ukrainer vernichten, wäre gewiss keiner mehr übrig, den man Antisemit nennen könnte!⁷⁹

Was an diesem Artikel besonders ins Auge fällt, ist die außergewöhnliche Mischung von Ressentiment, verletztem Stolz und Umkehrung der Vorstellungsbilder, wobei die Juden als die Zerstörer der Ukraine und die Ukrainer als unschuldige Opfer der Juden dargestellt werden. Die Tatsache, dass es sich herbei um eine Ansicht von Vergangenheit und Gegenwart zugleich handelt – die sich einerseits aus einem fantastischen, geradezu halluzinatorischen, doch machtvollen Geschichtsbild speist und dieses derweil auch fördert – ist ein klarer Hinweis darauf, dass das Unterdrückte in der Form eines zwanghaften Verfolgungswahns unausweichlich wiederkehrt. Die vom Autor des Artikels gezogene Schlussfolgerung ist einfach:

Wir haben absolut keinen Zweifel daran, dass es jüdische Oligarchen waren, die auf Befehl der Moskauer Spezialdienste, denen sie dienten und immer noch dienen, in der Ukraine ein geistiges und wirtschaftliches Pogrom durchführten [...] Mit Butter bestrichenen Brot schmeckt besser, doch ist es den Preis wert, den jüdischen Oligarchen, die die Ukraine in einen Friedhof verwandelt haben, zu dienen? Wird sich der einfache Ukrainer bereitfinden, sich unter das jüdische Joch zu zwingen und sich von den Lakeien Moskaus befehlen zu lassen? Auf der Grundlage brüderlicher Prinzipien wollen wir den Juden Freunde sein. Die Basis von Brüderschaft müssen Wahrheit und Aufrichtigkeit sein.⁸⁰

Dieser merkwürdige Wortschwall ist vielsagend insbesondere in Anbetracht der gewalttätigen Zerstörung der jüdischen Gemeinde der Stadt.⁸¹ Als Bürgerstadt 1540 gegründet, nahm Ternopil', wie wir wissen, seit 1550 jüdische Einwohner auf. Im Jahr 1880 machten Juden die Hälfte einer Gesamtbevölkerung von

79 Ebd.

80 Ebd.

81 Die folgenden Ausführungen basieren auf: Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 234–251, in englischer Sprache einzusehen in: http://www.jewishgen.org/Yizkor/pinkas_poland/pol2_00234.html (eingesehen am 25. August 2006). Siehe auch: P. Korngruen (Ed.), *Tarnopol* (Hebräisch), Jerusalem & Tel Aviv, Encyclopedia of the Jewish Diaspora, 1955; Pesach Herzog, *In the Shadow of the Black Eagle: Memories of Tarnopol in 1939–1945* (Hebräisch), Tel Aviv, Jaron Golan 1996.

beinahe 26.000 Menschen aus. In den folgenden sechs Jahrzehnten nahm die jüdische Bevölkerung nicht zu, so dass am Vorabend des II. Weltkriegs weniger als 14.000 Juden in der Stadt lebten, die insgesamt ungefähr 36.000 Einwohner zählte. Lobte man zu Beginn des 20. Jahrhunderts die große Toleranz der ethnischen Gruppen untereinander, sah sich Ternopil' in der Zwischenkriegsperiode wachsenden Spannungen ausgesetzt. Die 1939 erfolgte Übernahme der Stadt durch die Sowjets führte zur Abschaffung der meisten jüdischen Erziehungseinrichtungen und politischen Institutionen, zu Besizenteignung und zu Deportationen. Aber aufgrund der Zuwanderung jüdischer Flüchtlinge aus dem von Deutschland besetzten Polen, lebten noch ungefähr 17.000 Juden in Ternopil', als die Deutschen die Stadt am 2. Juli 1941 einnahmen.

Auf die deutsche Invasion folgte ein einwöchiger Pogrom, der von deutschen und ukrainischen Polizisten durchgeführt wurde. Als von der NKWD ermordete Gefangene aufgefunden wurden, benutzte man dies, um die Bevölkerung gegen die Juden aufzuhetzen. Daraufhin waren im Gefängnis schwere Folterungen, Erniedrigungen und Morde an der Tagesordnung. Während die Deutschen den Berichten zufolge zu diesem Zeitpunkt nur Männer erschossen, ermordeten ukrainische Täter auch Frauen und Kinder, wobei sie Brecheisen, Äxte und Messer benutzten. Ungefähr hundert Juden wurden in einer Synagoge ermordet, die danach in Brand gesteckt wurde. Weitere Massaker fanden in den umliegenden Dörfern statt; die Gewalt griff so sehr um sich, dass sich die deutschen Behörden schließlich dazu entschlossen, sie unter Kontrolle zu bringen. Insgesamt wurden in Ternopil' während dieser ersten Woche deutscher Besatzung ungefähr 5.000 Juden, zumeist Männer, ermordet.

Kurz danach töteten die Nazis viele Angehörige der jüdischen „Intelligentsia“ von Ternopil' und bestellten einen Judenrat. Das Ghetto wurde im September eingerichtet und gegen Ende 1941 mit einem Zaun umgeben. Viele Menschen starben dort durch Hunger, Kälte und Epidemien; andere kamen in umliegende Zwangsarbeitslager und mussten mit Grabsteinen des Alten Jüdischen Friedhofs Straßen bauen. Eine Reihe von Massenmorden, die zwischen März und November 1942 stattfanden, kostete 7.000–8.000 Menschen das Leben, die entweder in einem nahegelegenen Wald von deutschen und ukrainischen Polizisten erschossen oder aber nach Belzec deportiert wurden. Die verbliebenen 8.000 Juden wurden in zwei Massenerschießungen im April und im Juni 1943 ermordet. Danach erklärte man die Stadt für *Judenrein*. Die letzten 2.000–2.500 Insassen des Arbeitslagers „Julag“ (*Judenlager*) wurden im Juli ermordet. Die wenigen, die in die Wälder geflohen waren, wurden zumeist von ortsansässigen ukrainischen Bauern verfolgt und ermordet oder aber an die Deutschen verraten. In einzelnen Fällen gewährten Ukrainer und Polen Juden Unterschlupf. Nur ein paar hundert Juden aus Ternopil' überlebten den Krieg, weitgehend im sowjetischen Exil. Ein in Ternopil' nach der Befreiung errichtetes Denkmal wurde in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts zusammen mit zwei jüdischen Friedhöfen zerstört, um Garagen und andere Gebäude darauf zu

bauen. Die Mehrzahl der 500 jüdischen Einwohner, die nach dem Krieg noch in Ternopil' lebten und hauptsächlich aus dem Osten kamen, haben die Stadt mittlerweile verlassen.

Der einzige verbliebene Hinweis auf die ehemals massive jüdische Präsenz in Ternopil' ist der Neue Friedhof, der an einer namenlosen Straße auf einem Hügel liegt, von dem aus man über den Fluss Sereth hinweg die Stadt überblicken kann.⁸² Auf dem Friedhof sind einige hundert Grabsteine erhalten geblieben, die bis auf das Jahr 1903 zurückgehen. Etwa zwei Drittel von ihnen stehen noch an ihrem ursprünglichen Platz. Heute ist der Friedhof durch einen Zaun geschützt, der in den Jahren 1991–1994 auf die Initiative ukrainischer und ausländischer jüdischer Gruppen hin errichtet wurde. Von dem Friedhof aus dem 16. Jahrhundert, der zerstört wurde, ist nichts mehr zu sehen. So ist auch die außergewöhnliche Festungssynagoge, aus dem 17. Jahrhundert, verschwunden, obgleich deren Ruine am Ende des Krieges noch stand. Im örtlichen Geschichtsmuseum war, als ich es im März 2003 besuchte, eine sehr nationalistische und anti-sowjetische Ausstellung zu sehen, in der es nicht einen einzigen Hinweis über das ehemalige jüdische Leben – oder den Tod von Juden – in Ternopil' gab. Über ein Glaskabinett befragt, in dem wenige jüdische Objekte zur Schau gestellt worden waren, und von dem mir gesagt wurde, es habe dort noch im Jahr zuvor gestanden, antwortete ein Museumswärter, es habe sich um eine vorübergehende Ausstellung gehandelt.

Die einzige, in Ternopil' aufzufindende Bezugnahme auf den Holocaust findet sich auf einer aus der Sowjet-Ära stammenden Gedenktafel mit jiddischer und ukrainischer Inschrift. Sie ist am Haupteingang des Gebäudes der medizinischen Fakultät angebracht. Aber während im Jiddischen von „Tausenden von Juden aus Tarnopol“ gesprochen wird, die dort zu Beginn des Monats Juli 1941 erschossen worden waren, werden in der ukrainische Textfassung nur „Hundert“ erwähnt.

Dagegen besteht kein Mangel an Denkmälern und Tafeln, die an die Verfolgung der Ukrainer durch die Sowjets erinnern und lokale nationalistische Kämpfer glorifizieren. Das Gymnasium im Zentrum von Ternopil' zum Beispiel trägt eine Tafel, die an den UPA Major Marjan „Jahoda“ „Tschernyk“ Lukasewytsch erinnert, der 1922 geboren, in den Jahren 1930–1937 Schüler des Gymnasiums war. Im September 1945 wurde er höchstwahrscheinlich von den Sowjets ermordet.

82 Die folgenden Ausführungen basieren auf meinem Besuch der Stätte im Juni 2004 und auf: „Jewish Cemeteries, Synagogues, and Mass Graves in Ukraine“, *United States Commission for the Preservation of America's Heritage Abroad* (2005), S. 24, 50, 94, 119, in: http://www.heritageabroad.gov/reports/doc/survey_ukraine_2005.pdf (eingesehen am 25. August 2006); und *International Association of Jewish Genealogical Societies – Cemetery Project*, US Commission Reports UA19010101 und UA19010102, in: <http://www.jewishgen.org/cemetery/e-europe/ukra-t.html> (eingesehen am 25. August 2006).

7. Showkwa / Żółkiew / Zsholkvo

Zum Abschluss unserer Rundfahrt wenden wir uns nach Westen, und erreichen so die Stadt Showkwa, die ungefähr 30 km nördlich von L'viv liegt.⁸³ Als bürgerliche Festungsstadt im späten 16. Jahrhundert erbaut, hat Showkwa eine eindrucksvolle Burg, einige gut erhaltene Kirchen und eine wunderschöne Synagoge, die 1692 erbaut worden war und einst aufgrund ihrer Architektur und ihres prächtigen Innenraumes als eine der schönsten Synagogen Europas galt. Anders als in anderen Orten, ist hier an der Synagoge eine Gedenktafel angebracht, auf der vermerkt wird, dass ihr Inneres beim Versuch der Deutschen, sie in die Luft zu sprengen, zerstört wurde. Obwohl man das Gebäude Mitte der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts teilweise restauriert hat, musste es schließlich doch für unbenutzbar erklärt werden. Mit keinem Wort wird auf das Schicksal der Gemeinde hingewiesen, die das Gebäude einst benutzt hat. Die Tatsache, dass der beklagenswerte Zustand der Synagoge im schrillen Gegensatz zu so wunderschön renovierten Gebäuden wie der römisch-katholischen Sankt-Lorenz-Stiftskirche steht, scheint ihren baldigen Abriss nahezulegen.⁸⁴

Juden lebten in Showkwa beinahe seit der Gründung der Stadt. Ihre beinahe 4.000 jüdischen Bewohner stellten 1890 knapp über die Hälfte der Gesamtbevölkerung. Im Anschluss an den I. Weltkrieg stagnierte die Wirtschaft der Stadt, und die jüdische Bevölkerung verarmte. Im Jahr 1931 lebten ca. 4.400 Juden in Showkwa – immer noch etwa die Hälfte der Bevölkerung. Viele der jüdischen Flüchtlinge, die 1939 aus dem deutsch-besetzten Polen nach Showkwa kamen, wurden von den sowjetischen Besatzungsbehörden deportiert. Als die Deutschen am 28. Juni 1941 in Showkwa einmarschierten, führten ortsansässige Ukrainer und Polen aus Anlass der Entdeckung der NKWD-Opfer im örtlichen

83 Hintergrundinformation hierzu findet sich in: Dąbrowska, *Pinkas Hakehillot*, S. 206–213; Nathan Michael Gelber, Y. Ben-Shem, *The Book of Żółkiew* (Hebräisch), Jerusalem, The Diaspora Encyclopedia 1969; Sam Halpern, *Darkness and Hope*, New York, Shengold Books 1997. Siehe auch: Showkwa: http://www.geocities.com/zhovkva/zhovkva_e.html (eingesehen am 25. August 2006); <http://www.babylon.com/definition/Zhovkva%20Synagogue/All> (eingesehen am 25. August 2006).

84 Berichten zufolge wird die Synagoge als regionales Jüdisches Museum rekonstruiert, wofür Gelder vom World Monuments Fund, einer privaten, in New York ansässigen Organisation zur Bewahrung historischer Monumente, und von der ukrainischen Regierung bereitgestellt wurden. Siehe: „Jewish Cemeteries, Synagogues, and mass Grave Sites in Ukraine“, United States Commission for the Preservation of America's Heritage 2005, in: http://www.heritageabroad.gov/reports/doc/survey_ukraine_2005.pdf (eingesehen am 25. August 2006), S. 2, 21–22, 27, 62, 65–67, 76, 93, 136, 180. Bei einem Besuch in der Stadt im Frühjahr 2007 entdeckte ich, dass die Stadtverwaltung zwar Gelder für die Instandsetzung historischer Stätten erhalten und ausgegeben hatte, die Synagoge aber nicht als Teil ihres historischen Erbes erachtete. Mit einer kleiner Summe des aus dem Ausland kommenden Geldes, das für die Restaurierung der Synagoge bestimmt war, wurde der großflächige Innenraum gesäubert. Bisher jedoch wurde nichts hinsichtlich der verfallenen Außenwände des Gebäudes unternommen.

Gefängnis einen Pogrom durch. Manchen Berichten zufolge wurde die Große Synagoge dabei in Brand gesetzt.

Die erste Deportation fand im März 1942 statt, als ungefähr 700 kranke und alte Leute nach Belzec verbracht wurden. Im Verlauf des Sommers 1942 fuhren mehrere Züge durch Showkwa, die Juden aus anderen Städten Ostgaliziens in Vernichtungslager brachten. Diejenigen, die aus den Zügen herausprangen und in die Wälder zu fliehen versuchten, wurden von den Deutschen, den ukrainischen Wächtern und der örtlichen Bevölkerung aufgespürt. Eine zweite *Aktion* fand im November statt: Man versammelte 2.000 Juden im Hof der Showkwaer Burg, wovon ca. 300 auf der Stelle erschossen und die übrigen nach Belzec deportiert wurden. Im März 1943 brachte man weitere 600 Männer in das Janiw-(Janowska)-Lager in L'viv. Daraufhin wurde das Ghetto aufgelöst, und wer in die Wälder flüchtete, den spürte die örtliche Bevölkerung auf. Die Mehrzahl wurde in dem naheliegenden Wald ermordet. Das letzte Arbeitslager in der Stadt wurde im Juli 1943 liquidiert. Alle Juden, die man in ihren Verstecken aufgespürt hatte, wurden auf dem jüdischen Friedhof erschossen. Bis zum Ende der deutschen Besatzung von den Banderivtsy Einheiten verfolgt, die in und um Showkwa aktiv waren, überlebten diese Zeit nur ungefähr siebenzig Juden.

Eines der jüdischen Massengräber befindet sich auf dem im Zentrum gelegenen städtischen Friedhof. Es ist weder gekennzeichnet noch geschützt. Der jüdische, noch immer von einer Mauer umgebene Hauptfriedhof, auf dem weitere, nicht als solche gekennzeichnete Massengräber liegen, wird heute als Marktplatz benutzt. Die Deutschen haben die Grabsteine, von denen manche auf das Jahr 1610 zurückgehen, als Straßenpflaster verwendet; andere Grabsteine wurden wohl schon während des Sowjet-Regimes beim Bau von Gebäuden und zur Ausbesserung der Friedhofsmauer eingesetzt. Ein weiteres Massengrab befindet sich in einem östlich von Showkwa gelegenen Wald, und auch dieses ist weder geschützt noch offiziell gekennzeichnet.⁸⁵ Als ich Showkwa an einem Samstag Nachmittag im März 2003 besuchte, war der Markt gerade beendet. Das schlammige Feld war mit Müll bedeckt. Ein kleines „Gedenkzelt“ am Rande, erinnerte an die ehemaligen Rabbiner der Stadt. Der Rest des Feldes war von halb in die Erde gegrabenen Fahrzeugreifen, die den Weg für den Verkehr markierten, und von einigen großen Schuppen in Beschlag genommen.

Die Erinnerung an die Greuelthaten aber wird sich nicht verflüchtigen; sie wird erneut an die Oberfläche treten, verzerrt und abscheulich, mit all der Wut und dem Ressentiment ungelöster Schuld, wie es unterdrückte Erinnerung eben an sich hat. Aber nicht alles, was in der Vergangenheit in Showkwa geschehen ist, ist vergessen. Im Stadtzentrum hat man ein Denkmal aufgestellt, um die Bevölkerung an eine besondere Episode zu erinnern. Die Inschrift lautet:

85 *International Association of Jewish Genealogical Societies – Cemetery Project*, siehe <http://www.jewishgen.org/cemetery/e-europe/ukra-z.html> (eingesehen am 25. August 2006).

In den Jahren 1939–1941 war in der Schowkwa-Burg die Distriktabteilung der NKWD untergebracht [...] Sie deportierte Hunderte von ukrainischen und polnischen Familien und nahm Hunderte der Bewohner von Schowkwa, die der Illoyalität gegenüber der Sowjetmacht angeklagt wurden, gefangen. Am 23.–28. Juni 1941, bevor das deutsche Militär Schowkwa eingenommen hatte, fanden innerhalb der Festungsmauern tragische Ereignisse statt. Sadistische NKWD-Männer quälten die Gefangenen und richteten sie ohne gerichtliches Verfahren oder Urteil hin [...] Die geschändeten Leichen der unschuldigen Opfer [...], die in den Räumen und in mehreren versteckten Gräben auf dem Gebiet der Burg verworfen, wurden unter Wehklagen begraben.

Diese Eloge auf das bittere Schicksal der christlichen Bevölkerung von Showkwa – sowohl ein Vermächtnis der kommunistischen Unterwerfung als auch Symbol für die Befreiung von dieser – erwähnt mit keinem Wort die Juden, geschweige denn die Komplizenschaft ihrer nichtjüdischen Nachbarn im Zusammenhang mit den verübten Massenmorden. Der Wunsch, diese Vergangenheit, deren stumme Zeugen sich immer noch sehr beredt zu Wort melden, zu unterdrücken, führte dazu, dass die vor kurzem gemachte Entdeckung eines neuen Massengrabs nicht als Gelegenheit begrüßt wurde, sich mit ihr auseinanderzusetzen, sondern als Auslöser für eine erneute Verleugnung derselben diente.

Am 29. September 2002 berichtete Roman Woronowycz in der *Ukrainischen Wochenzeitung* über die drei Monate zuvor gemachte Entdeckung der Überreste von 228 Leichen im Keller des Basilianer-Klosters in Schowkwa. Nur elf der Leichen trugen in ihren Schädeln Einschusslöcher, während sechs weitere mit spitzen Gegenständen auf den Kopf geschlagen worden waren. Auch 87 Kinderleichen waren darunter, von denen zwei ungeboren waren. Die örtliche L'viver Denkmalsgesellschaft, die bei der Untersuchung der Leichen mitarbeitete, kam schnell zu dem Schluss, dass es sich dabei um die Opfer eines sowjetischen Massakers handelte. Herr Hryniw, Präsident der Denkmalsgesellschaft und ehemaliges Parlamentsmitglied, stellte fest, dass „das die Arbeit der NKWD war; wir haben Beweise, die zeigen, dass dies unbestreitbar ist“. Das Beweismaterial umfasste sowjetische Zeitungsartikel und Münzen aus der Nachkriegszeit, die neben den Leichen gefunden worden waren.

Hryniw erwähnte, dass die NKWD zwischen 1946 und 1949, als sie Mitglieder der UPA und der OUN, Nazi Kollaborateure und „bourgeoise Nationalisten“ aufspürte, das Basilianer-Kloster als Garnison benutzte. Die Leichen, so argumentierte Hryniw, seien entweder Ukrainer, die von den polnischen Behörden nach dem Krieg deportiert worden waren, oder Ortsansässige, die es geschafft hatten, der Deportation nach Sibirien zu entkommen.⁸⁶ Diese Spe-

86 Zwischen 1945 und 1948 zogen beinahe 1,3 Millionen Polen freiwillig oder gezwungenermaßen aus Wolhynien und Ostgalizien nach Polen (als die Grenzen Polens nach Westen verlegt wurden). Dagegen wurden nahezu 500.000 Ukrainer und Lemkos (eine ethnische Gruppe aus den Karpaten, die von den Behörden zu den Ukrainern gezählt wurde) von Polen in die neu eingegliederten westlichen Gebiete der Sowjet-Ukraine verbracht. Auf dem Hintergrund andauernder UPA-Aktionen beschloss die kommunistische Regierung Polens, die Operation Vistula zu veranlassen, in deren Verlauf 140.000 Ukrainer und Lemkos, die

kulationen wurden jedoch von dem Kyiver Journalisten Danylo Kulyniak⁸⁷ im Ganzen zurückgewiesen. Kulyniak, Autor von einflussreichen Artikeln über Stätten sowjetischen Massenmords, die 1990 in der Nähe von Iwano-Frankiw'sk entdeckt wurden, wies darauf hin, dass die in Showkwa gefundenen Leichen in allem die Merkmale von SS-Morden aufweisen. Er schrieb: „Wie kommt es, dass die Leichen keine Kleider tragen, und warum wurden vor Ort keine Goldzähne gefunden?“ Die Leichen hatten auch kein Haar und es wurden an ihnen weder Gürtelschnallen noch Schmuck noch Knöpfe gefunden. Kulyniak bemerkte, dass die Deutschen ihren Opfern alles, was sie nur konnten, wegnahmen, während die Sowjets dazu neigten, die Leichen so, wie sie waren, zu begraben, und selbst Goldzähne nur selten stahlen. Er betonte auch, dass die sowjetischen Täter in der Regel keine Frauen und Kinder ermordeten und ganz sicherlich nicht in solch hoher Anzahl. Vielmehr wurden die Kinder von Familien, die als Bedrohung für den Sowjet-Staat galten, gewöhnlich auf spezielle Schulen geschickt.

Demzufolge kam Kulyniak zu dem Schluss, dass es sich um die Überreste von Juden aus Showkwa handele. Er vermutete, sie seien wohl in Gaslastwagen ermordet und dann im Keller des Klosters begraben worden; vielleicht aber seien sie dort auch von den Sowjet-Behörden begraben worden, die gewöhnlich die Überreste toter Juden auf sammelten. Wobei es sich möglicherweise auch um Opfer von Epidemien gehandelt haben könnte, die dann, ihrer Kleider und Zähne beraubt, von den Deutschen zurückgelassen worden waren, als diese den Rückzug antraten. Wie schon erwähnt, waren sich die Sowjets der Unfähigkeit der örtlichen Bevölkerung, zwischen den Greueln der Nazis und denen der Kommunisten zu unterscheiden, sehr wohl bewusst. Deshalb versuchten sie, die Spuren nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der Verbrechen der Deutschen zu verwischen. Zudem mag den Kommunisten das Begraben der Leichen im Kloster auch als symbolischer Akt gegolten haben, durch den eine ukrainische religiöse Institution entweiht wurde.

Hryniw ignoriert all das. Für ihn ist das Massengrab der „beste Beweis“ dafür, dass die Sowjets „einen Krieg gegen die Zivilbevölkerung“, insbesondere die Ukrainer, führten.⁸⁸ Hryniw's Theorie ist völlig unhaltbar und widerspricht

in der Region der Karpaten lebten, gewaltsam in die westlichen und nördlichen Regionen Polens deportiert wurden (die kurz zuvor vom besiegten Deutschland annektiert wurden). Viele UPA Mitglieder flohen in den Westen oder überquerten die Grenze, um den Kampf in der West-Ukraine weiterzuführen. Siehe: Magocsi, *History of Ukraine*, S. 642, 649; Snyder, *Reconstruction of Nations*, S. 187–201.

87 Kulyniak wurde in Showkwa geboren, zog aber noch in seiner Kindheit in die Gegend von Kherson.

88 Roman Woronowycz, „Mass Grave at Showkwa Monastery: The Mystery Continues“, in *The Ukrainian Weekly*, September 29, 2002, No. 39, Vol. LXX, in: <http://www.ukrweekly.com/Archive/2002/390204.shtml> (eingesehen am 25. August 2006). Einen früheren Bericht gibt Roman Woronowycz, „Soviet-era mass grave unearthed in western Ukraine“, in *The Ukrainian Weekly*, July 28, 2002, No. 30, Vol. LXX, at: <http://www.ukrweekly.com/Archive/2002/300201.shtml> (eingesehen am 25. August 2006). Dieser Geschichte wurde im Westen nur wenig Beachtung geschenkt. Siehe jedoch: Peter

allem, was wir über die Mordmethoden von Nazis und Sowjets und über die in Ostgalizien herrschenden Umstände wissen. Weshalb also das Beharren auf dieser Vorstellung? Zum Teil hat es mit dem, nach beinahe einem halben Jahrhundert der Unterdrückung, besonders aus der Perspektive eines ukrainischen Nationalisten, durchaus verständlichen Bedürfnis zu tun, die Sowjets an allen Übeltaten die Schuld zu geben. Doch steht hier mehr auf dem Spiel als allein die Identität der Opfer. Vielmehr geht es darum, diese in Täter zu verwandeln. Das wird von Hryniw sicherlich nicht explizit so gesagt. Doch werfen einige weitere extreme Reaktionen auf die Entdeckung des Massengrabs in Schowkwa ein unerfreuliches Licht auf die Langzeitwirkung der Unterdrückung von Erinnerung. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass nach dem Holocaust nicht wenige Juden äußerten, „die Ukrainer [seien] schlimmer als die Deutschen [gewesen]“, argumentieren ukrainische Nationalisten, die sich mit der UPA und der OUN des II. Weltkriegs und mit deren antisemitischer Politik identifizieren, zu ihrer Verteidigung, die „von den Juden angeführten Sowjets, [seien] schlimmer als die Deutschen [gewesen]“. ⁸⁹

III Rückkehr

Letztlich handelt es sich hier nicht nur um eine Geschichte, die die Ausgrabung von Leichen zum Thema hat, sondern um eine Geschichte über die Aufdeckung einer Vergangenheit der Vernichtung, deren besonderes Ziel es war, die Spuren der Verbrechen und die Identität der Ermordeten zusammen mit deren Leichen zu begraben. Aber solche Verbrechen neigen dazu, sowohl im wörtlichen als auch im metaphorischen Sinn erneut an die Oberfläche zu treten. Sie können nicht für immer verdeckt bleiben. Und sie sollten auch nicht Gegenstand einer Auseinandersetzung sein, ohne dass man dazu bereit ist, auf Hass und Greuelthaten, aber auch auf Schönheit und Kreativität einer Welt zurückzublicken, die darin ihr Ende fand, dass sie selbst dort, wo sie ihre eigenen Bewohner verschlang, von ungeheueren, von außen kommenden Kräften niedergewalzt wurde. Wer die Vergangenheit nicht sehen will, wie sie wirklich gewesen ist, kann – auch

Baker, „Soviet-Era Atrocity Unearthed in Ukraine: Remains of 225 Apparently Killed by Secret Police Are Found at Monastery“, in *The Washington Post* (23. Juli 2002): A1. Einzusehen in: <http://www.artukraine.com/events/atrocity.htm> (eingesehen am 25. August 2006); <http://www.theage.com.au/articles/2002/07/23/1027332376044.html> (eingesehen am 25. August 2006); „Mass Grave Found at Ukrainian Monastery“, in *BBC News*, Dienstag, 16. Juli 2002: <http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/europe/2131954.stm> (eingesehen am 25. August 2006).

- 89 Siehe, z.B., <http://www.mail-archive.com/antinato@topica.com/msg06933.html> (eingesehen am 25. August 2006); <http://litek.ws/k0nsl/detox/Carto-nine-reasons.html> (eingesehen am 25. August 2006). Shimon Redlich, „Metropolitan Andrei Sheptyts'kyi, Ukrainians and Jews During and After the Holocaust“, in *Holocaust and Genocide Studies* 5/1. 1990, S. 39–51, zufolge begrüßte Sheptyts'kyi anfänglich die Deutschen, weil sie die Sowjets vertrieben hatten, doch kam er letztendlich zu dem Schluss, dass sie schlimmer waren als die Sowjets.

wenn er eine reine, gute und geläuterte Identität sucht – nur Fiktionen, Legenden, Alpträume und Ängste beschwören.

Wir können die Toten nicht wieder lebendig machen, doch können wir sie angemessen bestatten. Wir können eine facettenreiche, komplexe und sich immer prekärer gestaltende, multiethnische Welt nicht wiederbeleben und mögen dies nicht einmal wollen, doch können wir ihre Schwächen erkennen und ihre Errungenschaften respektieren, und das nicht allein um ihrer selbst willen, sondern auch, weil wir uns selbst nicht verstehen und keine sichere und zureichende Identität bilden können, ohne Kenntnis darüber zu haben, woher wir kommen und wie wir dahin gekommen sind, wo wir heute sind. Wir haben gerade das blutigste Jahrhundert der Weltgeschichte hinter uns gelassen, und scheinen uns Hals über Kopf in ein anderes zu stürzen, das sich als noch blutiger erweisen könnte. Gerade deshalb sollten wir über die Gründe und Konsequenzen früherer Gräueltaten nachdenken und uns bewusst machen, dass die Ursprünge kollektiver Gewalt seit jeher in der Unterdrückung von Erinnerung und in der Umdeutung von Vergangenheit liegen.

Aus dem Englischen von Karin Neuburger